51
39

Graf Leo Tolstoi

Was sollen wir also thun?

Deutsch von August Scholz.

Fünftes und sechstes Tausend.

Berlin SW.
Hugo Steinitz Verlag
1901.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

50-61
2224

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL · DRESDEN

1969

Was sollen wir also thun?

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY
STIFTUNG
RADEBEUL · DRESDEN

Graf Leo Tolstoi.

Was sollen wir also thun!

Deutsch

von

August Scholz.

Berlin SW.
Hugo Steinitz Verlag.
Charlottenstraße 2

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL·DRESDEN

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY
STIFTUNG
RADEBEUL · DRESDEN

Ich habe mein ganzes Leben außerhalb der Stadt zugebracht. Als ich im Jahre 1881 zu längerem Aufenthalte nach Moskau übersiedelte, erregte das städtische Elend in hohem Grade meine Verwunderung; es war für mich etwas Neues und Unverständliches. Man kann in Moskau nicht eine einzige Straße durchschreiten, ohne auf eine Anzahl Bettler zu stoßen, und zwar auf Bettler von ganz besonderer Art, die den Bettlern des Dorfes durchaus unähnlich sind. Es sind dies keine Bettler mit dem Bettelsack, die in Christi Namen um Almosen bitten, wie dies unsere Dorfbettler thun, sondern es sind dies Bettler ohne Bettelsack und ohne den Namen Christi auf den Lippen. Die Moskauer Bettler tragen keinen Sack und bitten auch nicht ohne weiteres um Almosen. Sie bemühen sich zumeist, wenn man an ihnen vorüberkommt, mit ihrem Blick dem Blicke des Vorüberschreitenden zu begegnen. Und je nach dem Blick, den man ihnen zuwirft, bitten sie oder bitten sie nicht.

Ich kenne einen solchen Bettler, einen Edelmann von Geburt. Der alte Mann geht langsam einher, indem er sich bald auf das eine, bald auf das andere Bein überneigt. Wenn er jemandem begegnet, so neigt er sich auf das eine Bein und macht gewissermaßen eine Verbeugung vor dem ihm Begegnenden. Bleibt derselbe stehen, so faßt er an seine Mütze mit der Kokarde, verneigt sich nochmals und bringt seine Bitte vor; bleibt der Andere nicht stehen, so stellt er sich, als ob es nur seine besondere Art zu gehen

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

wäre, und er schreitet weiter, indem er sich in gleicher Weise auf das andere Bein überneigt. Das ist ein wirklicher Moskauer Bettler, von der echten Art. Ich begriff anfangs nicht, weshalb die Moskauer Bettler nicht ohne weiteres um Almosen bitten; später erfuhr ich wohl, weshalb sie nicht bitten, doch konnte ich trotzdem ihre Lage nicht begreifen.

Als ich einst durch die Afanassi-Gasse ging, war ich Zeuge, wie ein Polizist einen in Lumpen gehüllten Mann von bäurischem Stande, welcher an der Wassersucht litt, in eine Droschke setzte. Ich fragte den Polizisten, weshalb dies geschehe.

„Er hat gebettelt," lautete die Antwort.

„Ist denn das verboten?" fragte ich.

„Muß wohl verboten sein," brummte der Polizist.

Die Droschke mit dem Wassersüchtigen und seinem bewaffneten Begleiter fuhr davon. Ich nahm eine zweite Droschke und folgte der ersten. Ich wollte erfahren, ob es thatsächlich wahr sei, daß es verboten ist, um ein Almosen zu bitten, und worauf dieses Verbot sich gründet. Ich konnte durchaus nicht begreifen, wie man einem Menschen verbieten sollte, einen andern um etwas zu bitten, und konnte auch nicht glauben, daß ein solches Verbot vorhanden sei, da doch Moskau von Bettlern nur so wimmelt.

Ich begab mich in das Amtsgebäude, nach welchem man den Bettler gebracht hatte. Hier traf ich hinter einem Tische der Wachtstube einen Mann mit Säbel und Pistole.

„Weshalb hat man den Mann in der Droschke arretiert?" fragte ich.

Der Mann mit dem Säbel und der Pistole warf mir einen strengen Blick zu und fuhr mich barsch an: „Was wollen Sie?" Er mußte sich jedoch gedrungen fühlen, mir

irgend eine Auskunft auf meine Frage zu geben, und fügte hinzu:

„Die Obrigkeit befiehlt, solche Leute zu arretieren, es wird also wohl so in der Ordnung sein."

Ich verließ die Wachtstube. Im Hausflur traf ich den Polizisten, der den Bettler eingebracht hatte; er saß auf der Fensterbrüstung und blickte in eine Art Notizbuch. Ich fragte ihn:

„Ist es wahr, daß in Moskau den Bettlern verboten ist, in Christi Namen um Almosen zu bitten?"

Der Polizist fuhr aus seinem Buche empor, blickte mich eine Weile stirnrunzelnd an und sagte, indem er sich auf der Fensterbrüstung zurechtsetzte:

„Die Obrigkeit befiehlt's, 's wird also wohl in Ordnung sein."

Dann wandte er sich wieder seinem Notizbuche zu.

Ich trat auf die Haustreppe hinaus.

„Na, haben sie ihn behalten?" fragte der Droschkenkutscher, der den Bettler gebracht hatte. Offenbar interessierte auch ihn das Schicksal des Wassersüchtigen.

„Sie haben ihn behalten," antwortete ich.

Der Droschkenkutscher schüttelte den Kopf.

„Wie ist denn das hier bei euch in Moskau?" fragte ich. „Es ist wohl hier verboten, in Christi Namen um etwas zu bitten?"

„Wer mag's wissen," versetzte der Kutscher.

„Wie geht denn das zu?" sagte ich. „Der Bettler ist doch Christi Bruder, und man bringt ihn auf die Wache?"

„Das ist heutzutage alles anders, man erlaubt nicht zu betteln," antwortete der Kutscher.

Ich war später noch mehrmals Zeuge, wie die Polizisten

die Bettler zur Wache und darauf nach dem Jussupowschen Arbeitshause brachten. Eines Tages traf ich auf dem Fleischmarkte eine ganze Schar solcher Bettler, gegen dreißig Mann. Vor ihnen und hinter ihnen schritten Polizisten einher. Ich fragte, was jene verbrochen hätten, und ich erhielt zur Antwort, daß sie gebettelt hätten.

So wußte ich denn, daß es in Moskau gesetzlich verboten war, um Almosen zu bitten, obschon in jeder Straße und Gasse dieser Stadt ein ganze Anzahl von Bettlern anzutreffen ist und zur Zeit des Gottesdienstes, namentlich aber bei Begräbnissen, die Kirchthüren von denselben scharenweise umstanden werden.

Weshalb aber werden die einen verhaftet und irgendwo eingesperrt, die andern dagegen weiter in Freiheit gelassen? Das konnte ich durchaus nicht begreifen. Entweder giebt es unter ihnen gesetzliche und gesetzliche Bettler, oder es giebt ihrer so viel, daß man nicht im Stande ist, sie alle zu verhaften, oder endlich, es tauchen, während man die einen verhaftet, immer wieder neue in den Straßen auf.

Es giebt verschiedene Arten von Bettlern in Moskau; die einen betreiben das Betteln mehr gewerbsmäßig, während die andern auf irgend eine Weise nach Moskau geraten sind und wirklich Not und Elend erdulden.

Es giebt unter diesen Bettlern schlichte, einfache Bauern und Bäuerinnen, die ihre ländliche Tracht beibehalten haben. Ich habe häufig solche Personen getroffen, manche von ihnen sind in Moskau krank geworden und konnten, nachdem sie das Hospital verlassen, weder Arbeit finden noch aus Mangel an Reisegeld nach der Heimat zurückkehren. Andere haben sich überdies dem Trunke ergeben, und zu dieser Sorte schien mir auch jener Wassersüchtige zu gehören; Andere waren nicht

krank, sondern abgebrannt oder alt, oder Weiber mit Kindern. Aber ich traf auch ganz gesunde, arbeitsfähige Menschen darunter, und diese gesunden, arbeitsfähigen Bettler interessierten mich ganz besonders.

Ich hatte seit meiner Übersiedelung nach Moskau die Gewohnheit angenommen, ein paar Stunden des Tages Holz zu sägen, um meinem Körper Bewegung zu schaffen. Ich begab mich zu diesem Zweck tagtäglich nach den Sperlingsbergen, wo ich mit zwei Bauern zusammen arbeitete. Diese beiden Bauern waren ganz ebenso so arm wie jene gesunden Bettler, die ich auf den Straßen traf. Der eine von ihnen war ein früherer Soldat aus Kaluga, Namens Peter, der andere, Semjon, war ein Bauer aus der Gegend von Wladimir. Sie besaßen nichts als ihre Kleider auf dem Leibe und ihre Arme. Mit diesen Armen verdienten sie bei schwerer, harter Arbeit täglich 40—45 Kopeken, wovon sie beide noch sparten — der Soldat auf einen Pelz und der Bauer auf ein Eisenbahnbillet zur Rückfahrt nach seinem Dorfe.

Wenn ich nun solche arbeitsfähige, gesunde Männer bettelnd auf der Straße traf, konnte ich mich nicht enthalten, zu fragen, weshalb diese betteln, während andere, die in vollkommen gleicher Lage sind, arbeiten.

Traf ich einen solchen Menschen, so fragte ich ihn gewöhnlich, wie er in eine solche Lage gelangt sei. So sprach mich eines Tages ein Bettler von bäuerischem Aussehen mit leicht angegrautem Barte, im übrigen vollkommen gesund scheinend, um ein Almosen an. Ich fragte, wie er heiße und woher er wäre. Er antwortete, daß er aus Kaluga stamme und nach Moskau gekommen sei, um Arbeit zu suchen. Anfangs habe er Arbeit gefunden — er habe mit einem Genossen zusammen bei einem Hauswirt allerhand altes Ge-

rümpel zu Brennholz zersägt und zerspalten. Nachdem sie diese Arbeit beendet hätten, seien sie auf neue Arbeit ausgegangen, doch hätten sie keine gefunden; sein Arbeitsgenosse habe sich von ihm getrennt, und nun treibe er sich bereits die zweite Woche ohne Arbeit umher, habe seine letzte Kopeke verzehrt und könne sich nicht einmal eine Säge kaufen. Ich gab ihm Geld auf die Säge und nannte ihm den Ort auf den Sperlingsbergen, an dem er sich zur Arbeit einfinden sollte. Mit Peter und Semjon hatte ich bereits vorher abgemacht, daß sie einem Arbeitsgenossen, den ich ihnen etwa zusenden würde, Beschäftigung zuweisen sollten.

„Komm nur hin," sagte ich zu dem Bettler, „dort giebt's viel Arbeit."

„Gewiß komm' ich, freilich werd' ich kommen. Ist's denn ein Vergnügen, sich so herumzuschlagen? Gern werd' ich arbeiten."

Er versicherte mir heilig und teuer, daß er kommen würde, und ich glaubte wirklich, daß er Lust habe zu arbeiten und mich nicht betrüge.

Am nächsten Tage komme ich zu meinen beiden Bekannten auf den Sperlingsbergen und frage, ob der Mann gekommen sei.

„Nein, er ist nicht gekommen," lautete die Antwort.

Und so haben mich noch mehrere betrogen. Manche hatten mir vorgelogen, sie brauchten nur Geld auf ein Billet, um nach Hause zu fahren; ich gab ihnen das Geld, und acht Tage später traf ich sie doch wieder auf der Straße. Viele von ihnen erkannten mich wieder und gingen mir aus dem Wege; andere erkannten mich nicht und versuchten e, noch einmal mit demselben Betruge. Ich wußte jedenfalls so viel, daß es in der Mitte dieser Leute viele Betrüger

giebt; aber auch diese Betrüger waren recht klägliche, elende Menschen, halbnackt und mager und krank. Es war das jene Klasse von Menschen, aus der sich die Erfrorenen und Erhängten rekrutieren, von denen wir täglich im Polizeibericht der Zeitungen lesen.

Als ich mit Einwohnern der Stadt über dieses städtische Elend sprach, sagte man mir immer: „O, das ist noch gar nichts, was Sie da gesehen haben. Sie sollten nur einmal die Asyle am Chitrow-Markte besuchen, dort würden Sie erst die eigentliche „goldene Rotte" finden." Ein Witzbold sagte mir, es sei gar keine Rotte*) mehr, sondern ein ganzes „goldenes Regiment," so sehr hätten sie sich vermehrt. Er hatte Recht, dieser Witzbold, und er hätte noch mehr Recht gehabt, wenn er gesagt haben würde, daß nicht eine Rotte oder ein Regiment dieser Unglücklichen in Moskau vorhanden sei, sondern eine ganze Armee, nach meiner Schätzung gegen fünfzigtausend Mann.

Wenn ich solch' einen eingebornen Moskauer nach diesen Dingen fragte, gab er mir immer mit einer gewissen Genugthuung Bescheid, als ob er auf seine Sachkenntnis stolz wäre und mit derselben vor mir prahlen wollte. Ich erinnere mich, daß ich dieselbe Beobachtung auch an geborenen Londonern gemacht habe, als ich bei Gelegenheit eines Besuches in London mich nach dem Armenwesen dieser Stadt erkundigte. Ganz dasselbe wie bei uns in Moskau.

Ich beschloß, dieses ganze Elend, von dem man mir sagte, mit eigenen Augen kennen zu lernen. Mehrmals

---

*) Rotte = Kompagnie.

schlug ich den Weg nach dem Chitrow'schen Markte ein, doch hatte ich jedesmal ein peinliches Gefühl dabei, eine Art Gewissensbisse.

„Weshalb gehe ich eigentlich hin? Um die Leiden von Menschen zu sehen, denen ich nicht helfen kann?"

So sprach die eine Stimme in meinem Innern. Eine zweite Stimme aber sagte: „Nein, wenn du einmal hier bist und all' die Herrlichkeiten des Stadtlebens kennen lernen willst, dann mußt du auch das sehen."

Und so begab ich mich denn eines Tages im Dezember, im dritten Jahre meines Moskauer Aufenthalts, nach diesem Mittelpunkte des Moskauer Elends, dem Chitrowschen Markte. Es war an einem Wochentage, gegen vier Uhr nachmittags, bei frostigem, stürmischem Wetter. Schon als ich über die Soljanka schritt, bemerkte ich mehr und mehr Leute in alten, seltsamen Kleidern und noch seltsamerem Schuhwerk, Leute mit eigentümlicher, ungesunder Gesichtsfarbe und, was mir namentlich auffiel, mit einer ihnen allen eigenen Gleichgültigkeit gegen ihre Umgebung. In ihrer seltsamen, unansehnlichen Kleidung bewegten sich diese Menschen vollkommen frei und zwanglos, als ob sie überhaupt nicht daran dächten, wie sie wohl anderen Leuten erschienen. Alle diese Menschen gingen nach derselben Richtung.

Ohne nach dem mir unbekannten Wege zu fragen, folgte ich ihnen und kam nach dem Chitrowschen Markte. Auf dem Markte sah ich ebensolche Weiber in zerrissenen Kapotten, wattierten Röcken, Miedern, Stiefeln und Galoschen, die sich ebenso frei bewegten und sich ihrer häßlichen Kleider durchaus nicht schämten. Es waren junge und alte darunter, die einen saßen da und handelten mit etwas, die andern gingen umher und schimpften. Der eigentliche Markt-

platz war ziemlich leer, offenbar waren die Geschäftsstunden vorüber.

Die Mehrzahl der Leute denen ich gefolgt war, schritt über den Marktplatz hinweg, alle nach einem Ziele hin. Ich ging ihnen nach, und je weiter ich ging, desto mehr wurden dieser Leute. Nachdem ich den Platz überschritten hatte, holte ich zwei Frauenzimmer ein, das eine alt, das andere jung. Sie waren beide in graue Lumpen gehüllt und sprachen während des Gehens sehr angelegentlich über irgend eine Sache.

Nach jedem notwendigen Worte folgten in ihrer Unterhaltung mehrere überflüssige, bisweilen höchst unanständige und anstößige Worte. Sie waren nicht betrunken, und der Gegenstand, um welchen sich ihr Gespräch drehte, schien sie sehr ernsthaft in Anspruch zu nehmen. Ihre sonderbare Unterhaltung und ihre eigentümlichen Redewendungen, die mir so sonderbar schienen, erregten bei den vor und hinter ihnen herschreitenden Männern nicht die geringste Aufmerksamkeit. Offenbar sprachen hier alle diese mir so sonderbar scheinende Sprache.

Auf der linken Seite der Straße, in die wir eingelenkt waren, befanden sich einige Privatherbergen, und etliche von den Leuten kehrten in denselben ein, während die übrigen weiterschritten. Die Straße führte bergauf; als wir auf der höchsten Stelle angelangt waren, kamen wir an ein großes Eckhaus. Die meisten der Leute, welche mit mir gingen, machten vor diesem Hause Halt. Das ganze Trottoir vor demselben war mit Menschen angefüllt, die einen standen, die andern saßen; selbst auf dem hoch mit Schnee bedeckten Fahrdamme saßen Leute. Rechts von der Eingangsthür standen die Weiber, links die Männer. Es

mochten ihrer einige Hunderte sein. Ich schritt durch die Gasse, welche sich zwischen den Männern und den Weibern befand, nach der Eingangsthür zu. Das Haus, vor welchem diese Menschen warteten, war das Ljapinsche Asyl für Obdachlose, in welchem umsonst Nachtlager zu haben waren. Alle diese Menschen suchten hier Unterkunft für die Nacht und erwarteten Einlaß. Um fünf Uhr des Abends wird das Asyl geöffnet und der Eintritt gestattet.

Ich blieb vor der Reihe der Männer stehen. Die mir zunächst Stehenden sahen mich an und übten durch ihre Blicke auch auf meinen Blick eine Anziehung aus. Die Reste von Kleidern, welche diese Leiber bedeckten, waren höchst mannigfaltig in Form und Farbe. Der Ausdruck aller dieser Augen jedoch, die auf mich gerichtet waren, war durchaus der gleiche. In allen diesen Blicken lag die Frage: „Weshalb bist du, Mensch aus einer andern Welt, hier vor uns stehen geblieben? Wer bist du? Bist du ein selbstzufriedener Reicher, der sich an unserer Not belustigen will, der sich hier die lange Weile vertreiben und uns durch seine musternden Blicke peinigen will? Oder bist du — was jedoch nicht sein kann und nicht ist — bist du ein Mensch, der mit uns Mitleid hat?“

In allen Gesichtern las ich diese Frage. Sie sahen mich an, begegneten meinem Blick und wandten den ihrigen ab. Ich hätte mit dem einen oder anderen von ihnen ein Gespräch begonnen, doch konnte ich mich lange nicht dazu entschließen. Während wir jedoch so schweigend einander gegenüber standen, hatten unsere Blicke bereits eine Bekanntschaft zwischen uns vermittelt. So sehr das Leben uns auch trennte — nach zwei oder drei Begegnungen unserer Blicke

fühlten wir, daß wir einer wie der andere Menschen waren, und wir hörten auf, einander zu fürchten.

Mir zunächst stand ein Mann mit rotem Bart und geschwollenem Gesichte, in einem zerrissenen Kaftan und heruntergetretenen Galoschen auf den bloßen Füßen. Und dabei waren acht Grad Kälte. Zum dritten oder vierten Male begegneten meine Augen den seinigen, und ich fühlte mich ihm so nahe, daß ich es nun als ganz natürlich empfand, mit ihm ein Gespräch zu beginnen. Ich fragte ihn woher er wäre. Er antwortete bereitwillig auf meine Frage und fuhr fort zu sprechen; die andern traten sogleich näher. Er war aus Smolensk gekommen, um in Moskau Arbeit zu suchen, damit er Brot kaufen und seine Steuern bezahlen könnte.

„Es giebt keine Arbeit", sprach er, „alle Arbeit haben die Soldaten uns weggenommen. So treib' ich mich denn jetzt umher — seit zwei Tagen hab' ich, bei Gott, nichts gegessen."

Er sagte das in schüchternem Tone, mit einem eigentümlichen, schmerzlichen Lächeln. Ein alter Soldat, der Sbiten*) verkaufte, stand neben uns. Ich rief ihn heran und bestellte für den Rotbärtigen ein Glas von dem warmen Getränke. Der Mann nahm das heiße Glas und hielt es, bevor er trank, mit beiden Händen fest, um nur ja kein Atom der Wärme ungenützt entfliehen zu lassen. Dabei erzählte er mir seine Erlebnisse. Dieselben waren ziemlich einfacher Art und mir in ihrer Weise nicht mehr neu: er hatte Arbeit gehabt, hatte sie dann verloren, und hier im Asyl hatte man ihm seinen Geldbeutel gestohlen, sodaß er aus Moskau nicht heraus konnte. Er erzählte, daß er sich am Tage in den Schenken wärme, daß er von den Stücken

---

*) Ein aus Wasser, Honig und Salbei bereitetes Getränk.

Brot lebe, die man ihm hier und da in den Schenken gebe, und daß er dann, wenn man ihn hinausgejagt, für die Nacht in das Asyl da gehe. Er warte nur bis zur polizeilichen Revision des Asyls, dann würde man ihn, da er keinen Paß hätte, ins Gefängnis abführen und nach seinem Heimatsort eskortieren.

„Es heißt, am Donnerstag wird Revision sein," sagte er, „dann werden sie mich arretieren. Wenn ich mich nur bis zum Donnerstag durchschlage!"

Das Gefängnis und die Eskortierung erschienen diesem Menschen wie ein verheißenes Land.

Während er mir sein Schicksal erzählte, bestätigten drei oder vier aus der Menge seine Worte und sagten, daß sie sich in ganz gleicher Lage befänden. Ein abgemagerter junger Mensch mit blassem Gesicht und langer Nase, dessen Oberkörper nur mit einem, noch dazu an den Schultern zerrissenen Hemde, und dessen Kopf mit einer Mütze ohne Schild bedeckt war, drängte sich durch die Menge zu mir heran. Er zitterte am ganzen Leibe vor Kälte, bemühte sich jedoch, eine überlegene Miene anzunehmen, und lächelte verächtlich über die Erzählungen der anderen, wobei er mich beständig ansah und sichtlich bemüht war, mir zu Gefallen zu sein. Ich ließ ihm gleichfalls ein Glas Sbiten geben; ebenso wie der andre nahm er das Glas zwischen seine Hände, um diese zu erwärmen, und eben wollte er anfangen irgend etwas zu erzählen, als ein Dritter, ein großer schwarzhaariger Mensch mit einer Habichtsnase in einem leichten Zitzhemd und einer Weste, ohne Mütze, ihn zur Seite drängte. Auch er bat um ein Glas Sbiten. Dann kam ein angetrunkener Greis, eine baumlange Gestalt, mit einem keilförmigen Barte, in einem Paletot, der durch einen

Strick zusammengehalten wurde, und mit Baſtſchuhen an den Füßen. Ihm folgte ein kleiner Menſch mit geſchwollenem Geſichte und thränenden Augen, in einem braunen Nankingjacket und dünnen Sommerhoſen, aus denen durch große Löcher die vor Kälte aneinander ſchlotterden Kniee hervorſahen. Er war nicht im Stande, das Glas mit ſeinen Händen feſtzuhalten, und goß ſich das heiße Getränk auf den Leib. Die andern ſchalten ihn wegen ſeiner Ungeſchicklichkeit, aber er lächelte nur mit einem ganz kläglichen, unglücklichen Ausdruck. Weiterhin kam ein ſchiefgewachſener, in Lumpen gehüllter Krüppel mit Schuhen ohne Sohlen an den bloßen Füßen, ferner ein Stück verabſchiedeten Offiziers und irgend ein Jemand aus geiſtlichem Stande und ein ſonderbares Etwas ohne Naſe — alles hungrig und erfroren, alles ſich drängend und ſtoßend, um ein Glas Sbiten von mir zu erlangen.

Der Vorrat des alten Soldaten war bald zu Ende. Einer aus der Menge bat mich um Geld, und ich gab ihm welches. Ein zweiter und dritter folgte ſeinem Beiſpiel, und alsbald befand ich mich inmitten einer ſich drängenden und ſtoßenden und würgenden Menge. Der Hausknecht des Nachbarhauſes begann laut zu ſchelten, man ſolle das Trottoir freimachen, und demütig erfüllte die Menge ſeinen Befehl. Es tauchten Ordner in derſelben auf, die mich unter ihren Schutz nehmen und mich aus dem Gedränge hinausbringen wollten, aber die ganze Schar, die vorher weithin über das Trottoir verteilt geweſen war, hatte ſich von allen Seiten ſo eng an mich herangedrängt, daß das Bemühen jener Ordner vergeblich blieb. Alle blickten mich an und baten, und ein Geſicht war immer mitleiderregender und elender als das andere. Ich verteilte alles Geld, das ich

bei mir hatte. Es war nicht viel, zwanzig Rubel vielleicht oder etwas darüber.

Ich begab mich zugleich mit der Menge in das Asyl. Es ist ein großes, aus vier Abteilungen bestehendes Gebäude. In den oberen Stockwerken befinden sich die Schlafräume für die Männer, in den unteren diejenigen für die Weiber. Ich begab mich zuerst in die weibliche Abteilung. Der große Saal war ganz in kleine Kojen eingeteilt, die den Kojen in den Eisenbahn-Waggons der dritten Klasse glichen. Jede Koje war wiederum in eine obere und eine untere Abteilung eingeteilt.

Ein Strom von seltsamen weiblichen Gestalten in abgerissenen Kleidern und Tüchern ergoß sich in den Saal und verteilte sich auf die oberen und unteren Abteilungen der Kojen. Einige, zumal von den Alten, bekreuzten sich und gedachten mit dankbaren Worten desjenigen, der dieses Asyl begründet hatte, andere lachten und schimpften.

Ich begab mich in die oberen Etagen. Hier hatten sich inzwischen die Männer in die Kojen verteilt. Ich erkannte einen von denjenigen, welchem ich Geld gegeben hatte, wieder. Als ich ihn erblickte, fühlte ich plötzlich ein tiefes Schamgefühl, und ich beeilte mich, aus seiner Nähe zu kommen. Und mit dem Gefühl eines begangenen Verbrechens verließ ich das Gebäude und begab mich nach Hause.

Hier gelangte ich auf der mit Teppichen belegten Treppe in das Vorzimmer meiner Wohnung, dessen Fußboden mit Tuch ausgeschlagen war, und nachdem ich meinen Pelz abgelegt hatte, setzte ich mich zu einem aus fünf Gängen bestehenden Diner nieder, bei welchem mich zwei Lakaien im Frack, mit weißen Cravatten und in weißen Handschuhen bedienten.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Vor dreißig Jahren war ich in Paris Zeuge, wie in Gegenwart Tausender von Zuschauern ein Mensch guillotiniert wurde. Ich wußte, daß dieser Mensch ein schrecklicher Böse-wicht war, ich kannte alle jene Gründe und Darlegungen, welche seit Jahrhunderten vorgebracht sind, um die Todes-strafe zu rechtfertigen, ich wußte, daß jene Hinrichtung mit Absicht und klarem Bewußtsein vorgenommen wurde, und dennoch stöhnte ich in dem Moment, als der Kopf des Ver-brechers vom Rumpf getrennt wurde und in den zu seiner Aufnahme bestimmten Kasten fiel, unwillkürlich auf und be-griff in jenem Augenblicke — nicht mit dem Verstande, nicht mit dem Herzen, sondern mit meinem ganzen Wesen — daß alle jene Gründe und Darlegungen, welche ich bezüglich der Todesstrafe gehört hatte, ein niederträchtiger Unsinn sind, und daß, so viele Menschen auch immer sich versammeln mö-gen, um einen Mord zu begehen, und wie sie auch immer sich nennen mögen, der Mord jedenfalls ein Mord bleibt, die größte Sünde in der Welt, und daß diese Sünde soeben vor meinen Augen begangen worden war. Ich war durch meine Abwesenheit und dadurch, daß ich bei Begehung jener Sünde nicht hindernd dazwischentrat, zum Teilnehmer dieser Sünde geworden. So begriff ich auch jetzt, beim An-blick dieser hungernden, frierenden, tief erniedrigten tausend Menschen — und zwar gleichfalls nicht mit dem Verstande, nicht mit dem Herzen, sondern mit meinem ganzen Wesen — daß Zehntausende solcher Menschen in Moskau existieren, während ich nebst noch einigen tausend anderen Filet und Stör zu Mittag speise und Pferde und Fußböden mit Tuchen und Teppichen bedecke, und was auch immer alle Gelehrten der Welt mir an Gründen vorbringen mögen, um zu beweisen, daß es so und nicht anders sein könne, so bleibe ich

doch dabei, daß dies ein Verbrechen ist, welches nicht einmal, sondern beständig begangen wird, und daß ich mit meinem luxuriösen Leben dieses Verbrechen nicht nur geschehen lasse, sondern unmittelbar an demselben teilnehme. Der Unterschied zwischen den beiden Eindrücken war für mich nur der, daß, wenn ich auch den Mördern dieses Bösewichts das Scheußliche ihres Beginnens vorgehalten hätte, sie sich dennoch durch mich in der Ausführung ihres Vorhabens nicht hätten hindern lassen, während ich hier in der Lage war, nicht nur die paar Gläser Sbiten und die unbedeutende Geldsumme, die ich bei mir hatte, hinzugeben, sondern auch noch meinen Paletot und alles dasjenige, was ich in meinem Hause hatte. Und ich hatte das nicht gethan, und darum fühlte ich und fühle es noch und werde nicht aufhören, es zu fühlen, daß ich so lange ein Teilnehmer jenes stets und unaufhörlich vollbrachten Verbrechens sein werde, als ich noch ein überflüssiges Stück Brot haben werde und ein anderer überhaupt kein Brot haben wird, als ich zwei Kleider besitze und ein andrer nicht einmal eins besitzen wird.

Als ich an jenem Abend aus dem Ljapinschen Hause zurückgekehrt war, traf ich einen Freund und erzählte ihm von meinen Eindrücken. Mein Freund, ein Städter von Geburt, sagte mir nicht ohne Genugthuung, daß dies eine durchaus natürliche Erscheinung des städtischen Lebens sei, daß ich nur von meinem beschränkten Provinzialstandpunkte aus etwas Besonderes an der Sache fände, daß es immer so gewesen sei und immer so sein werde, daß es so sein müsse, und daß es eine unausbleibliche Folge der Civilisation sei. In London lägen die Dinge noch ärger . . . es sei also nichts Schlimmes dabei, und ich hätte keinen Grund, mir die Sache nahe gehen zu lassen.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL · DRESDEN

Ich begann meinem Freunde zu widersprechen, und zwar mit solchem Eifer und solcher Heftigkeit, daß meine Frau aus dem Nebenzimmer herbeieilte und fragte, was es denn gebe. Es stellte sich heraus, daß ich, ohne es selbst zu bemerken, mit thränenerstickter Stimme auf meinen Freund losschrie und dabei die heftigsten Armbewegungen machte. Ich schrie: „So darf man nicht leben, man darf es nicht, darf nicht!“

Man tadelte mich wegen meines überflüssigen Eifers, sagte mir, daß ich über nichts in Ruhe sprechen könne, daß meine Aufgeregtheit einen unangenehmen Eindruck mache und bewies mir schließlich, daß das Vorhandensein solcher Unglücklichen mir durchaus keinen Grund gebe, das Leben mir nahestehender Personen zu vergiften.

Ich fühlte, daß alle diese Vorhaltungen ihre Berechtigung hatten, und ich schwieg. In der Tiefe meiner Seele aber hatte ich das Gefühl, daß auch ich Recht hatte, und ich konnte mich nicht beruhigen.

Das Leben der Stadt, das mir bereits vorher recht absonderlich und seltsam vorgekommen war, ward mir jetzt so zuwider, daß alle jene Annehmlichkeiten eines üppigen Lebens, die mir früher als Annehmlichkeiten erschienen waren, jetzt förmlich zur Qual für mich wurden. Und so sehr ich mich auch bemühte, in meiner Seele auch nur eine Spur von Rechtfertigung für unser üppiges Leben zu finden, so konnte ich doch weder unseren eigenen noch einen fremden Empfangssalon, weder eine sauber gedeckte herrschaftliche Tafel noch eine Equipage mit wohlgepflegten Pferden und feinstem Kutscher, weder einen Schauladen noch ein Theater oder ein Klublokal sehen, ohne eine lebhafte Aufregung zu empfinden. Immer und immer wieder mußte ich neben all

diesen Dingen jene hungrigen, erfrorenen, tief erniedrigten Bewohner des Ljapinschen Hauses sehen. Ich konnte mich nicht von dem Gedanken losmachen, daß diese beiden Erscheinungen im engsten Zusammenhang miteinander standen, daß die eine nur die Folge der anderen sei. Ich erinnere mich, daß jenes Gefühl meiner Mitschuld an diesen Dingen vom ersten Augenblick seines Entstehens an für immer in mir verblieb, daß jedoch zu diesem Gefühle sich sehr bald ein zweites Gefühl gesellte, durch welches jenes erste Gefühl gleichsam verschleiert wurde.

Als ich mit meinen näheren Freunden und Bekannten über die Eindrücke sprach, die ich im Ljapinschen Hause empfangen hatte, antworteten sie mir alle ganz dasselbe, was bereits mein erster Freund, gegen den ich so heftig gewesen, geäußert hatte. Doch fügten sie zu ihren Worten noch eine Anerkennung meiner Herzensgüte und meines gefühlvollen Gemütes hinzu und gaben mir zu verstehen, daß jener Anblick nur deshalb so tief auf mich gewirkt hätte, weil ich, Lew Nikolajewitsch, ein sehr gutmütiger und weichherziger Mensch sei. Ich war sogleich geneigt, ihnen in dieser Hinsicht vollkommen Glauben zu schenken, und ehe ich mich versah, hatte sich jenes Gefühl des Vorwurfs und der Reue, welches ich anfangs empfunden hatte, in ein Gefühl der Selbstzufriedenheit, der Bewunderung meiner Tugend, und des lebhaften Wunsches, diese meine Tugend vor der Welt zu zeigen, verwandelt.

In der That, sagte ich mir, ist wohl an jenem Gegensatz nicht so sehr mein üppiges Leben schuld, als vielmehr die allgemeinen und unveränderlichen Bedingungen des menschlichen Lebens überhaupt; eine Änderung meines Lebens könne also jenes Übel, das ich gesehen, nicht ändern. Wenn

ich nun mein Leben ändere, machte ich nur mich selbst und meine Angehörigen unglücklich, während jenes Elend ganz genau dasselbe bleibt.

Meine Aufgabe, so folgerte ich weiter, besteht also nicht darin, daß ich wie ich anfangs wohl für notwendig gehalten hatte, mein Leben von Grund aus ändere, sondern darin, daß ich, so weit es in meinen Kräften steht, dazu beitrage, daß die Lage jener Unglücklichen, welche mein Mitleid erregt hatten, möglichst verbessert würde. Die ganze Sache läuft darauf hinaus, daß ich persönlich ein sehr guter, weichherziger Mensch bin und den Wunsch hege, meinem Nächsten Gutes zu thun. Und ich begann einen groß angelegten Plan zur Ausübung von allerhand Wohlthaten auszuarbeiten, der mir die Möglichkeit geben sollte, mein ganze Tugend und Menschenfreundlichkeit an den Tag zu legen. Ich muß allerdings gestehen, daß ich auch beim Entwerfen dieses Wohlthätigkeitsplanes in der Tiefe meiner Seele beständig das Gefühl hatte, daß ich mich auf falschem Wege befinde, aber wie das so häufig geschieht, so übertönte auch jetzt die Stimme des Verstandes und der Phantasie jene andere Stimme des sich in mir regenden Gewissens.

In jener Zeit sollte gerade eine Volkszählung abgehalten werden, dieselbe schien mir zur Inswerksetzung meines Planes ganz besonders geeignet. Ich kannte zahlreiche Institute und Gesellschaften in Moskau, die sich mit dem Wohlthun beschäftigten, doch schien mit ihre ganze Thätigkeit sich in falscher Richtung zu bewegen, und überdies erschien sie mir recht armselig im Vergleich zu dem, was ich im Sinne hatte. Ich hatte mir Folgendes ausgedacht: ich wollte in den Reichen ein Mitgefühl für diese großstädtische Armut erregen, wollte Geld sammeln, wollte Leute um mich

scharen, die geneigt wären, mich bei meinem Werke zu unterstützen. Bei Gelegenheit der Volkszählung nun wollte ich alle Schlupfwinkel der Armut aufsuchen und neben der Arbeit des Zählens in einen näheren Verkehr mit jenen Unglücklichen treten, ihre Not mit allen Einzelheiten kennen lernen und ihnen mit Geld, mit Arbeit, mit Unterstützungen zur Heimreise, mit Aufnahme der Kinder in die Schulen und der Greise und Greisinnen in die Spitäler helfen. Ja nicht genug daran, gedachte ich aus den Personen, die sich bei Gelegenheit der Volkszählung mit dieser Sache befassen würden, ein ständiges Komitee zu bilden, welches sich über ganz Moskau verteilen und darauf achten sollte, daß Elend und Armut sich nicht einnisten, welches dem Elend schon in seinem Entstehen, sozusagen im Keime, auf den Leib rücken und nicht sowohl eine Heilung des Übels, als vielmehr eine Hygiene des städtischen Elends begründen würde. Ich stellte mir bereits vor, daß es, von den Bettlern zu schweigen, überhaupt keine Armen und Bedürftigen mehr in Moskau geben würde, und daß ich der Urheber dieses glücklichen Zustandes sein würde, und daß wir Reichen dann ruhig in unseren Salons sitzen und Diners zu fünf Gängen essen und in prächtigen Karossen nach dem Theater und zu den Bällen fahren würden, ohne uns durch solche Bilder des Elends, wie ich sie im Ljapinschen Hause gesehen, fürderhin die Laune verderben zu lassen.

Nachdem ich diesen Plan entworfen hatte, schrieb ich im Sinne desselben einen Aufsatz, den ich, bevor ich ihn in Druck gab, meinen Bekannten, auf deren Mitwirkung ich rechnete, vorlesen wollte. Zu allen, die ich an jenem Tage sah — und es waren zumeist reiche Leute — sprach ich stets ein und dasselbe, und zwar deckten sich meine Aus-

führungen fast vollständig mit dem Aufsatz, den ich später niederschrieb. Ich machte den Vorschlag, die Gelegenheit der Volkszählung zu benutzen, um das Elend in Moskau kennen zu lernen und ihm teils durch Geld, teils auf andere geeignete Weise abzuhelfen, damit es in Zukunft in Moskau keine Armen mehr gäbe und wir Reichen mit ruhigem Gewissen die uns liebgewordenen Güter des Lebens genießen könnten. Alle hörten mich mit Ernst und Aufmerksamkeit an, doch machte ich bei allen ohne Ausnahme eine und dieselbe Erfahrung. Sobald sie vernahmen, um was es sich handelte, machten sie ein verlegenes Gesicht, und zwar schienen sie hauptsächlich um meinetwillen verlegen zu sein — es war ihnen offenbar peinlich, mich Albernheiten reden zu hören, von denen man mir indessen nicht so ohne weiteres ins Gesicht sagen konnte, daß es Albernheiten wären. Irgend ein äußerer Grund zwang meine Zuhörer, zu diesen meinen Albernheiten ihre Zustimmung zu geben.

„Ach ja! Ganz gewiß! Das wäre sehr schön," sagte man mir. — „Es versteht sich von selbst, daß man sich für diese Idee interessieren muß. Ohne Zweifel, Ihr Gedanke ist sehr schön, und ich habe mich schon selbst mit ähnlichen Plänen getragen, indessen . . . es giebt so viel gleichgültige Menschen bei uns, daß ein großer Erfolg kaum zu erwarten ist. Übrigens, was mich anlangt, so bin ich selbstverständlich bereit, mich an der Sache zu beteiligen."

So oder ähnlich drückten sich alle aus. Alle zeigten sich bereit, doch schien mir ihre Bereitwilligkeit nicht aus Überzeugung und eigenem Wunsche hervorzugehen, sondern aus einem rein äußerlichen Grunde, der ihnen nicht gestattete, sich auszuschließen. Ich ersah das schon aus dem einen Umstande, daß nicht ein einziger von denjenigen, die mir für

meinen Plan Geld zu geben versprachen, selbst die Summe bestimmen wollte, die er zu geben bereit war, so daß ich selbst die Summe feststellte, indem ich fragte: „So kann ich also von Ihrer Seite auf 300, oder auf 200, oder auf 100, oder auf 25 Rubel rechnen?“

Und nicht ein einziger von ihnen gab mir sogleich Geld. Ich hebe das deshalb hervor, weil doch die Leute, wenn es sich um eine Sache handelt, die sie ganz besonders wünschen, sogleich mit Geld bei der Hand sind, um sich den Besitz der gewünschten Sache nur ja zu sichern. So kann man, wenn es sich um eine Loge zu einer Vorstellung der Sarah Bernhardt handelt, nicht schnell genug sein Geld los werden, um nur ganz gewiß ein Billet zu bekommen. Hier aber beeilte sich von all den Personen, die mir Geld versprachen und ihre Sympathie ausdrückten, nicht eine einzige mit der Bezahlung, sondern nur schweigend stimmten sie zu der Summe zu, die ich festgesetzt hatte.

In dem letzten Hause, in welchem ich am Abend jenes Tages war, traf ich zufällig eine große Gesellschaft. Die Besitzerin dieses Hauses beschäftigte sich bereits seit einigen Jahren mit allerhand wohlthätigen Veranstaltungen. Vor dem Hause hielten etliche Equipagen, im Vorzimmer saßen ein paar Lakaien in teuren Livreen. In einem großen Gastzimmer mit zwei Tischen und etlichen Lampen saßen einige ältere Damen und junge Mädchen in feinen Toilleten und beschäftigten sich damit, kleine Puppen anzukleiden, während ein paar junge Leute für die Unterhaltung der Damen Sorge trugen. Die Puppen, welche von diesen Damen angefertigt wurden, sollten in einer zum Besten der Armen veranstalteten Lotterie verlost werden.

Der Anblick dieses Gastzimmers und der in demselben

versammelten Menschen machte auf mich einen sehr unangenehmen Eindruck. Ich will weder davon sprechen, daß das Vermögen dieser Leute mehrere Millionen betrug, noch davon, daß allein die Prozente des Kapitals, welches hier auf Kleider, Spitzen, Bronzen, Wagen, Pferde, Livreen, Lakaien ausgegeben wurde, hundertmal mehr betrugen, als jener alberne Tand wert war, den diese Damen anfertigten — von alledem will ich nicht sprechen, da ja doch schon das Geld, welches diese Damen und Herren bedurften, um ihre Handschuhe, ihre Wäsche, ihre Herfahrt zu bestreiten, welches die Wirtin ausgab, um die Kerzen, den Thee, den Zucker und das herumgereichte Gebäck zu bezahlen, ganz allein hundertmal mehr betrug, als hier verdient wurde. Ich sah das alles und hätte mir wohl sagen können, daß ich hier für meine Sache kein Mitgefühl finden würde; allein ich war einmal hergekommen, um meine Angelegenheit zur Sprache zu bringen, und so schwer es mir auch wurde, brachte ich doch alles ganz genau so vor, wie bei den anderen und fast Wort für Wort so, wie ich es später in dem Aufsatze niederschrieb.

Von den Anwesenden versprach mir eine Dame Unterstützung durch Geld, indem sie hinzufügte, daß sie selbst wegen ihrer Empfindlichkeit nicht im Stande sei, Besuche bei den Armen zu machen. Geld, wie gesagt, wolle sie geben, aber wieviel und wann, das verschwieg sie. Eine andere Dame und einer der jungen Herren versprachen mir, etwa notwendige Besuche bei den Armen zu machen; ich sah mich jedoch nicht veranlaßt, von ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen. Die Hauptperson, an die ich mich wandte, meinte, daß man nicht viel thun können würde, da wenig Mittel vorhanden wären. Und zwar wären deshalb so wenig Mittel vor-

handen, weil die reichen Leute von Moskau, die überhaupt für solche Zwecke etwas geben, bereits vollauf in Anspruch genommen seien, daß sie alle bereits Titel und Orden und Ehrenzeichen empfangen hätten, daß man, wenn sich ein namhafter pekuniärer Erfolg ergeben solle, die Regierung um Gewährung irgend welcher neuen originellen Belohnungen bitten müsse, daß dies überhaupt das einzige Erfolg verheißende, wenn auch schwer zu erlangende Mittel sei.

Als ich an diesem Abend nach Hause zurückkehrte, legte ich mich nicht allein mit dem Vorgefühl schlafen, daß aus meinem Plane nichts werden würde, sondern auch mit dem beschämenden Bewußtsein, daß ich den ganzen Tag über etwas sehr Garstiges und Schimpfliches gethan hatte. Ich ließ die Sache indessen nicht ruhen. Erstens hatte ich mit der Ausführung meines Planes ja bereits begonnen, und eine Art falscher Scham hielt mich ab, das begonnene Werk sogleich wieder fallen zu lassen; zweitens gab mir nicht nur der Erfolg dieser Sache, sondern überhaupt die Beschäftigung mit derselben die Möglichkeit, in den Verhältnissen weiter zu leben, unter denen ich bisher gelebt hatte. Ich war dann doch wenigstens nicht gezwungen, mein bisheriges Leben aufzugeben und neue Lebensbahnen zu suchen. Das aber war es, wovor ich mich unbewußt fürchtete, ich gehorchte daher meiner inneren Stimme nicht und fuhr fort mit dem begonnenen Werke.

Ich gab meinen Aufsatz in Druck und las denselben nach den Korrekturabzügen in der städtischen Ratsversammlung vor. Ich stockte beim Vorlesen und fühlte, wie ich förmlich errötete, so peinlich war mir die Sache. Ebenso peinlich war sie, wie ich bemerken konnte, auch meinen Zuhörern. Als ich nach Schluß meiner Vorlesung fragte, ob das Volks-

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

zählungskomitee meinen Vorschlag, auch noch nach Beendigung der Zählung auf seinem Posten zu bleiben und die Vermittlerrolle zwischen der Gesellschaft und den Notleidenden zu übernehmen, acceptiere, entstand in der Versammlung ein unheimliches Schweigen. Darauf meldeten sich zwei Redner zum Wort. Ihre Reden milderten einigermaßen den peinlichen Eindruck, den mein Vorschlag hervorgebracht hatte. Man drückte mir die allgemeine Sympathie aus, doch wurde gleichzeitig auf die Unausführbarkeit meines Planes, der im Übrigen von allen gebilligt wurde, hingewiesen. Alle fühlten sich erleichtert nach diesen Worten. Als ich mich indessen in der Absicht, meine Idee doch noch durchzusetzen, darauf mit meinem Ansinnen an die einzelnen Mitglieder des Zählungskomitees wandte, hatten sie alle wiederum dieselbe peinliche Empfindung. Es war, als ob sie mir mit ihren Blicken sagen wollten: „Nun haben wir, aus persönlicher Achtung vor dir, deine Albernheiten zugedeckt, und jetzt kommst du uns mit denselben Albernheiten noch einmal!“

Ich konnte in der That diesen Gedanken in ihren Gesichtern lesen, in ihren Worten jedoch stimmten sie meiner Idee zu. Zwei von ihnen versicherten mir sogar, und zwar genau mit derselben Redewendung, daß sie sich für „moralisch verpflichtet hielten, auf meinen Vorschlag einzugehen.

Denselben Eindruck erzielte ich bei den Studenten, welche die Volkszählung vornahmen, als ich ihnen mitteilte, daß wir bei Gelegenheit der Volkszählung außer der eigentlichen Zählarbeit auch noch besondere Wohlthätigkeitszwecke ins Auge fassen wollten. Als ich ihnen meinen Plan auseinandersetzte, bemerkte ich, daß es ihnen ein gewisses Unbehagen bereitete, einem braven Menschen, welcher Dummheiten sprach, ins Auge zu sehen.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Ähnlich war der Eindruck, den mein Aufsatz auf den Redakteur der Zeitung machte, welche denselben veröffentlichte, und auch bei meinem Sohne, meiner Frau und den verschiedenartigsten anderen Personen beobachtete ich die gleiche Wirkung. Sie alle fühlten eine Art Unbehagen, wenn sie mich hörten, empfanden jedoch dabei die Notwendigkeit, den Gedankrn an sich zu billigen; kaum aber hatten sie dieser Billigung Ausdruck gegeben, als sie sogleich ihre Zweifel an dem Erfolge der Sache vorbrachten und alle ausnahmslos auf die Gleichgültigkeit und Kälte unserer Gesellschaft wie der Menschen überhaupt zu schelten begannen, wobei sie natürlich sich selbst als Ausnahme betrachteten.

Im Grunde der Seele empfand ich nach wie vor, daß ich einen falschen Weg ging, und daß aus meinem Plane nichts werden würde. Aber mein Aufsatz war bereits gedruckt, und ich hatte mich zur Teilnahme an der Volkszählung entschlossen; so zog denn das Werk, das ich begonnen hatte, mich gleichsam von selbst mit sich fort.

Es wurde mir auf meine Bitten ein Revier im Stadtteil Chamownitscheskaja, am Smolenker Markte, zur Zählung zugewiesen, und zwar in der Prototschny-Gasse, zwischen der Beregowy-Durchfahrt und der Nikolajewski-Gasse. In diesem Stadtteile befindet sich eine Anzahl von Wohnhäusern, welche mit einem Gesamtnamen Rschanows Haus oder Rschanows Burg genannt werden. Diese Häuser gehörten ehemals einem Kaufmann Rschanow und gehören jetzt einer Familie Simin. Ich hatte längst von diesem Ort gehört, als von einem Schlupfwinkel der Armut und der Sittenverderbnis, und so hatte ich denn das Volkszählungskomitee

ersucht, mir diese Häuser zur Zählung zuzuweisen. Mein Wunsch wurde erfüllt.

Nachdem ich die Zusage des Stadtrats erhalten hatte, begab ich mich einige Tage vor der Volkszählung allein nach den mir zugewiesenen Häusern. Nach dem Plane, welchen man mir übersandt hatte, fand ich dieselben ohne Mühe.

Ich kam von der Nikolski-Gasse her, die auf der linken Seite in einem großen Gebäude endigt, welches nach dieser Seite hinaus keinen Zugang hat. Nach dem Aussehen dieses Gebäudes erriet ich, daß es Rschanow's Burg sei, die ich da sah.

Indem ich die Nikolski-Gasse hinabschritt, stieß ich auf eine Schar von zehn- bis vierzehnjährigen Knaben in Kaftanen und Paletots, die teils auf bloßen Stiefeln, teils auf einem Schlittschuh auf dem mit einer Eiskruste bedeckten Trottoir vor jenem Hause schlitterten. Die Kleider dieser Knaben waren zerrissen, im übrigen waren es, wie alle Stadtkinder, flinke, kecke Burschen. Ich blieb stehen, um ihnen zuzuschauen. Hinter der Ecke hervor kam eine alte Frau in zerlumpter Kleidung mit gelben, eingefallenen Backen. Sie ging nach der Stadt, dem Smolenski'schen Markte zu und keuchte bei jedem Schritt ganz erschrecklich, wie ein dämpfiges Pferd. Als sie an mich herangekommen war, blieb sie stehen, indem sie ächzend Atem holte. An jedem andern Orte hätte diese Alte mich ohne Zweifel um Geld gebeten, hier jedoch begnügte sie sich damit, mich anzusprechen.

„Seht doch," begann sie, indem sie nach der lustigen Knabenschar hinwies, — „immer nur Unsinn hat das im Kopfe. Dieselbe Sorte wie ihre Väter, echte Rschanowzen."

Einer der Knaben, ein Bursche im Paletot und in einer Mütze ohne Schild hörte ihre Worte und blieb stehen.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

„Was schimpfst du denn?“ schrie er die Alte an, „bist ja selbst eine Rschanowsche, alte Schraube!“

„Ich fragte den Knaben: „Seid ihr aus dem Hause da?“

„Na gewiß,“ versetzte der Knabe, „und sie wohnt auch hier. Sie hat einen Stiefelschaft gestohlen.“ Dann setzte er sein Bein vor und glitt auf dem Eise davon.

Die Alte erging sich in einer Flut von Schimpfworten, welche nur durch ihren Husten ab und zu unterbrochen wurden. In diesem Augenblick kam die Gasse herunter ein Greis mit schneeweißem Haar, ganz in Lumpen gekleidet, er schritt mitten auf dem Fahrdamm einher und schlenkerte mit den Armen, indem er mit der einen Hand ein paar Kringel und kleine Kuchen in einem Taschentuche festhielt. Er machte ganz den Eindruck, als ob er sich eben erst mit einem tüchtigen Schluck Branntwein gestärkt hätte. Augenscheinlich hatte er das Schelten der Alten vernommen und trat ohne weiteres auf ihre Seite.

„Wartet, ihr Teufelsbrut!“ rief er den Knaben zu, indem er sich anschickte, sie zu verfolgen, und an mir vorüber auf das Trottoir hinüberschritt. Ich hatte diesen Greis bereits irgendwo gesehen, und er hatte damals durch sein Alter, seine Schwäche und sein elendes Aussehen auf mich Eindruck gemacht. Hier erschien er mir nun wie ein munterer Arbeiter, der von seinem Tagewerk zurückkehrt.

Ich folgte dem Alten. Er bog links um die Ecke in die Prototschny-Gasse ein, schritt an der ganzen Front des Hauses vorüber und verschwand in der Thür einer Theeschenke.

Nach der Prototschny-Gasse gingen zwei Thore hinaus, sowie die Thüren eines Schnapsladens, der erwähnten Theeschenke und etlicher sonstiger Läden. Es war die Vorder-

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

seite von Rschanows Burg, vor der ich stand. Alles was ich hier sah, die Gebäude, die Wohnungen, die Höfe, die Menschen, machten einen feuchten, schmutzigen, übelduftenden Eindruck. Die Mehrzahl der Leute, die mir begegneten, waren abgerissen und halb bekleidet. Die einen gingen vorüber, andere liefen von Thür zu Thür. Zwei Personen feilschten um irgend ein Stück Lappen. Ich umschritt das ganze Gebäude, die Prototschny-Gasse und die Beregowy-Durchfahrt entlang, kehrte dann zurück und blieb vor dem einen der Hausthore stehen. Ich wäre gern hineingegangen, um zu sehen, was da drinnen, im Innern dieser Häuser, vorging. Doch war ich in Verlegenheit, was ich sagen sollte, wenn man mich fragte, was ich da zu suchen hätte.

Nach einigem Schwanken ging ich dennoch hinein. Als ich den Hof betrat, schlug mir ein abscheulicher Geruch entgegen. Der Hof starrte förmlich von Schmutz. Ich bog um eine Ecke und hörte in demselben Moment über mir zur Linken auf einer hölzernen Galerie das Geräusch von raschen Schritten, zuerst auf dem Bretterboden der Galerie und dann auf den hölzernen Stufen einer Treppe. Gleich darauf erschien ein mageres Weib mit aufgestreiften Ärmeln, in einem verschossenen rosa Kleide und Stiefeletten an den nackten Füßen. Hinter ihr kam ein Mann, in einem zerlumpten roten Hemde, ungewöhnlich weiten, unterrockartigen Beinkleidern und Galoschen.

Am Ende der Treppe holte er die Frauensperson ein und packte sie lachend an der Schulter.

„Siehst du, du entgehst mir nicht," sagte er triumphierend.

„Laß mich, schieläugiger Satan!" versetzte die Frauensperson, jedoch in einem Tone, welcher deutlich zeigte, daß sie sich durch die Verfolgung des Mannes geschmeichelt fühlte.

Plötzlich aber erblickte sie mich und fuhr mich ärgerlich an: „Wen suchen Sie?“

Da ich niemanden suchte, so machte mich ihre Frage befangen und ich entfernte mich.

Es lag durchaus nichts Besonderes in alledem, was ich bisher gesehen. Diese Szene jedoch und die Bilder, die mir bereits draußen auf der Gasse entgegengetreten waren — die scheltende Alte, der muntere Greis und die sich belustigenden Knaben — zeigten mir plötzlich das Werk, an dessen Ausführung ich mich gemacht hatte, von einer ganz neuen Seite. Ich wurde hier mir zum erstenmal darüber klar, daß alle diese Unglücklichen, welche ich durch meine Wohlthaten beglücken wollte, außer jener Zeit, wo sie hungernd und frierend und um Einlaß bittend vor dem Asyle zubringen, noch eine beträchtliche Spanne anderer Zeit zur Verfügung haben, die sie doch zu irgend etwas gebrauchen müssen — volle vierundzwanzig Stunden an jedem Tage, ein ganzes Leben, mit einem Wort, an das ich früher nicht gedacht hatte. Ich begriff hier zum erstenmale, daß alle diese Menschen nicht nur den Wunsch haben, sich vor Kälte zu schützen und sich satt zu essen, sondern, daß sie auch sonst noch irgendwie in diesen täglich vierundzwanzig Stunden leben müssen, die ihnen doch ganz ebenso wie allen andern Menschen zugemessen sind. Ich begriff, daß diese Menschen sich ärgern und betrüben, daß sie prahlen und trauern und fröhlich sein müssen. So sonderbar es auch klingen mag — ich habe wirklich damals zum erstenmal deutlich erkannt, daß das Werk, welches ich unternommen, nicht nur darin bestehen könne, daß tausend Menschen abgefüttert und bekleidet wurden, wie man etwa tausend Hammel abfüttert und unter Dach und Fach bringt, sondern, daß jenes Werk

vielmehr darin bestehen müsse, daß man diesen Menschen wirklich Gutes erwies. Und als ich begriffen hatte, daß jeder von diesen Tausend ein ebensolcher Mensch war, wie ich selbst — ein Mensch mit einer ebensolchen Vergangenheit und ebensolchen Leidenschaften, Begierden, Irrtümern, Gedanken und Zweifeln — da erschien mir das von mir unternommene Werk auf einmal so schwierig, daß ich mich zur Ausführung desselben vollkommen ohnmächtig fühlte.

Doch die Sache war einmal eingeleitet, und so fuhr ich fort, sie zu betreiben.

Am ersten festgesetzten Zähltage stellten sich die Studenten, welche das Zählgeschäft besorgen sollten, bereits früh am Morgen am bestimmten Orte ein, während ich, der Wohlthäter, mich erst gegen 12 Uhr mittags bei ihnen einfand. Ich konnte nicht eher kommen, weil ich erst um zehn Uhr aufgestanden war, dann meinen Kaffee und mein Frühstück eingenommen und zur Verdauung eine Cigarre geraucht hatte.

Punkt 12 Uhr stand ich vor dem Thore des Rschanowschen Hauses. Ein Polizist zeigte mir ein Wirtshaus neben der Durchfahrt zum Ufer, in welches die Volkszähler alle diejenigen hinbestellt hatten, die nach ihnen fragen würden. Ich trat in das Wirtshaus ein. Es war ein sehr dunkler, übelriechender, schmutziger Raum. Dem Eingang gegenüber befand sich das Buffet, links ein kleineres Zimmer mit Tischen, die mit schmutzigen Servietten bedeckt waren, rechts ein großes Zimmer mit ebensolchen Tischen vor den Fenstern und an den Wänden. Hier und da saßen an den Tischen beim Thee Männer in teils abgerissener, teils anständiger Kleidung, Arbeiter und kleine Geschäftsleute, sowie einige Frauen.

Das Wirtshaus machte einen höchst unsauberen Eindruck, doch sah man zugleich, daß das Geschäft nicht schlecht ging. Der zuversichtliche Gesichtsausdruck des Verkäufers hinter dem Buffet und der geschäftige Eifer der Kellner bewiesen es deutlich. Kaum war ich eingetreten, als auch schon einer der letzteren sich anschickte, mir den Paletot abzunehmen und nach meinen Wünschen fragte. Offenbar wurde hier auf eine schnelle und pünktliche Bedienung gehalten.

Ich fragte nach den Volkszählern.

„Wanja!“ rief ein kleiner, nach deutscher Art gekleideter Mann, der in dem Flaschenschrank hinter dem Buffet irgend welche Gegenstände zurechtstellte. Es war der Schankwirt selbst, von Geburt ein Bauer aus der Gegend von Kaluga, Namens Iwan Fedorowitsch, der die Hälfte der Wohnungen in den Siminschen Häusern von den Besitzern gemietet hatte und an kleine Leute weiter vermietete.

Auf den Ruf des Schankwirtes kam einer der Kellner, ein magerer, etwa achtzehnjähriger Bursche mit einer Habichtsnase und gelber Gesichtsfarbe, herbeigeeilt.

„Führe doch den Herrn zu den Volkszählern,“ sagte der Wirt; „sie sind in das große Gebäude über dem Brunnen gegangen.“

Der junge Bursche warf die Serviette hin, zog einen Paletot über das weiße Hemd und die weißen Beinkleider, setzte eine Mütze mit großem Schirm auf und führte mich mit raschen Schritten durch die Hinterthür hinaus.

In der schmutzigen, von brenzlichen Düften angefüllten Küche, in welche der hintere Teil des Hausflurs umgewandelt war, trafen wir ein altes Mütterchen, welches ein bereits stark duftendes, in einen Lappen gewickeltes Gekröse behutsam vor sich hertrug.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Aus dem Hausflur gelangten wir in einen abschüssigen Hofraum, welcher ganz mit hölzernen, nur in der unteren Etage massiven Gebäuden verbaut war. Ein widerwärtiger Geruch erfüllte den ganzen Hof. Den Ausgangspunkt dieses Geruches bildete ein Abort, in dessen Nähe sich jedesmal, so oft ich vorüberging, eine Anzahl von Menschen drängte. Der Abort selbst wurde nicht benutzt, man zog es vor, seine Notdurft neben demselben zu verrichten. Dieser abscheuliche Ort mußte jedem, der über den Hof schritt, sogleich ins Auge fallen. Es wurde mir jedesmal übel, wenn ich in die ätzende, durchdringende Atmosphäre desselben geriet.

Vorsichtig suchte mein Führer mit seinen weißen Schuhen an den gefrorenen und nichtgefrorenen Unrathaufen vorüberzukommen und schlug den Weg nach einem der hölzernen Hofgebäude ein. Alle, die über den Hof schritten oder sich auf den Galerien der Hofgebäude befanden, hielten es für notwendig, stehen zu bleiben und mich zu betrachten. Offenbar wurde ein sauber gekleideter Mensch an diesem Orte als ein Wundertier angesehen.

Der Kellner wandte sich an eine Frau mit der Frage, ob sie nicht irgendwo die Volkszähler gesehen hätte, und sogleich beeilten sich drei Menschen auf einmal, seine Frage zu beantworten. Die einen sagten, sie wären „über dem Brunnen," während die andern meinten, sie wären wohl dagewesen, jedoch bereits fortgegangen, und sie würden wohl jetzt bei Nikita Iwanowitsch sein. Ein alter Mann im bloßen Hemde, der sich in der Nähe des Aborts zu schaffen machte, sagte, sie wären in Nummer 30. Mein Führer entschied, daß diese Mitteilung die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hätte, und führte mich nach Nummer 30, eine Art Schuppen, der nach Art eines Kellers halb in den Erdboden

eingelassen war. Wir kamen in einen finstren Raum, welcher von einem stickigen Geruch erfüllt war — der sich indessen von demjenigen des Hofes deutlich unterschied.

Nachdem wir einige Stufen hinabgestiegen waren, gelangten wir in einen dunklen, ungepflasterten Korridor. Während wir diesen durchschritten, wurde eine Thür hastig aufgerissen und ein betrunkener alter Mann im bloßen Hemde, augenscheinlich nicht dem Bauernstande angehörig, stürzte aus derselben hervor. Eine Wäscherin mit hochaufgestreiften Ärmeln und schaumbedeckten Armen folgte mit gellendem Geschrei dem Alten und stieß ihn heftig vor sich her. Wanja, der Kellner, nahm den Alten auf die Seite und sprach zu ihm im Tone des Vorwurfs:

„Schämen Sie sich doch, solchen Spektakel zu machen — noch dazu ein Offizier!“

Wir gelangten an die feuchte, klebrige Thür von Nummer 30. Wanja zog dieselbe an, und sie öffnete sich mit einem schmatzenden, leisen Geräusch. Eine Wolke von dichten, seifigen Dämpfen schlug uns entgegen, deren talgiger Geruch sich mit dem Dufte schlechter Nahrung und noch schlechteren Tabaks mischte. Es war eine vollkommene Finsternis, in die wir eintraten. Die Fenster lagen auf der entgegengesetzten Seite, zur Rechten und zur Linken zogen sich hölzerne Bretterwände hin, in denen sich kleine, zu verschiedenen mehr oder weniger schiefen Kammern führende Thüren befanden. In den Kammern selbst waren wiederum allerhand Verschläge aus rohen, weißgestrichenen Brettern angebracht.

In einem dunklen Zimmer zur Linken ward eine Frau vor einem Waschfaß sichtbar, die mit allem Eifer ein Wäschestück zwischen ihren Händen rieb. Aus einer Thür zur

Rechten blickte ein altes Weib neugierig hervor. Durch eine andere, offenstehende Thür sah man einen Mann mit dichtem, langem Barte und rotem Gesichte, der auf einer Schlafpritsche saß, seine Arme auf die Kniee stützte und mit düstrem Ausdruck auf die schmutzigen Bastschuhe an seinen hin und her schlenkernden Füßen niederstarrte.

Am Ende des Korridors befand sich eine kleine Thür, welche in jenes Zimmer führte, in dem sich die Zähler befanden. Es war das Zimmer der Vermieterin, welche die ganze Nummer 30 von Iwan Fedorowitsch übernommen hatte und sie ihrerseits an Aftermieter und „Schlafburschen" vermietete.

In diesem winzig kleinen Zimmerchen saß unter einem eingerahmten Folio-Holzschnitt einer der Studenten, die das Zählgeschäft übernommen hatten, und fragte mit der Miene eines Untersuchungsrichters einen mit Hemd und Weste bekleideten Mann aus, indem er die Angaben desselben in die Zählkarten eintrug. Dieser Mann war ein Freund der Vermieterin, an deren Stelle er die notwendigen Auskünfte erteilte. Auch die Wirtin selbst, eine alte Frau, sowie zwei neugierige Mieter waren anwesend. Als ich eintrat, war das Zimmer so voll, daß ich nur mit Mühe an den Tisch gelangen konnte und jedenfalls keine weitere Person Platz gefunden hätte. Ich begrüßte den Studenten, und er fuhr in seinen Fragen fort. Ich aber begann Umschau zu halten und die Bewohner dieses Quartiers im Sinne meiner besonderen Pläne und Absichten auszuforschen.

Es stellte sich heraus, daß in diesem ersten Quartiere nicht ein einziger Mensch vorhanden war, über den ich den Segen meiner Wohlthätigkeit hätte ausgießen können. Trotz der Ärmlichkeit, der Enge und des Schmutzes, welche ich im

Vergleich zu der prächtigen Wohnung, die ich selbst inne hatte, in diesem Quartiere vorfand, lebte die Vermieterin selbst ganz behaglich, wenn ich das Leben der eigentlichen städtischen Armen daneben hielt, ja sie lebte sogar üppig im Vergleich mit den armen Leuten auf dem Dorfe, deren Lage ich genau kannte. Sie hatte ein Federbett, eine gestickte Bettdecke, einen Samowar, einen Pelz, einen mit Porzellangeschirr gefüllten Glasschrank. Denselben Eindruck behaglichen Lebens machte auch der Freund der Vermieterin; er besaß, wie ich sah, eine Taschenuhr mit Kette. Die Mieter machten einen ärmlichen Eindruck, doch gab es nicht einen einzigen unter ihnen, der sofortige Hilfe nötig gehabt hätte. Weder die Frau vor dem Waschtrog, die samt ihren Kindern von ihrem Manne verlassen worden war, noch die alte Witwe, die aus der Thür ihres Kämmerchens hervorgelugt hatte, und die wie sie selbst sagte, durchaus keine Einnahmequelle besaß, noch endlich der Bauer in den Bastschuhen, der, wie er gestand, an diesem Tage noch nichts gegessen hatte — keines von ihnen befand sich, wie sich bei meinem Nachforschen herausstellte, in einer so elenden Lage, daß es augenblicklich einer rettenden Hand bedurft hätte, und ich sah ein, daß wenn ihnen geholfen werden sollte, dies jedenfalls auf andere Weise und erst nach genauer Bekanntschaft mit ihnen geschehen mußte.

Als ich der eheverlassenen Frau den Vorschlag machte, ihre Kinder in einer Kinderbewahranstalt unterzubringen, ward sie verlegen und nachdenklich; sie zeigte sich zwar sehr dankbar für meine Teilnahme, doch schien ihr offenbar mein Vorschlag nicht zu gefallen. Eine Geldunterstützung wäre ihr jedenfalls lieber gewesen. Das ältere Mädchen ist ihr beim Waschen behilflich, und das jüngere wartet den kleinen Knaben.

Die alte Frau zeigte sich zwar bereit, sich in einem

Spital aufnehmen zu lassen, als ich jedoch ihren Winkel besichtigte, fand ich, daß sie durchaus nicht so elend lebte. Sie besaß einen wohlgefüllten Koffer, eine hübsche Theekanne, zwei Tassen und zwei Büchsen für Thee und Zucker. Sie strickte Strümpfe und Handschuhe und erhielt von einer Wohlthäterin monatliche Unterstützungen.

Der Mann in den Bastschuhen litt augenscheinlich weniger Mangel an Speisen und Getränken, und jede Kopeke, die man ihm gegeben hätte, wäre ohne Zweifel in die Schenke gewandert. Es gab, mit einem Wort, in diesem Quartier keinen einzigen Menschen, den ich durch eine Geldunterstützung aus einem Unglücklichen in einen Glücklichen hätte verwandeln können.

Jedenfalls gab es hier arme Leute, das stand für mich fest. Ich notierte mir die alte Witwe, die Frau mit den Kindern und den Mann mit den Bastschuhen und entschied, daß für sie unbedingt etwas würde geschehen müssen, jedoch erst dann, wenn für jene ganz besonders Unglücklichen, die ich in diesem Hause noch zu finden hoffte, gesorgt sein würde.

Ich entschied, daß in den Wohlthaten, welche wir ausüben würden, eine bestimmte Reihenfolge eingehalten werden müsse: zuerst die ganz Unglücklichen und dann die andern, die weniger Unglücklichen. Aber in jedem einzelnen der weiteren Quartiere zeigte sich die gleiche Erscheinung: lauter Leute, deren Lage erst genauer untersucht werden mußte, damit die rechte Art, sie zu unterstützen, erkannt würde. Solche Unglücklichen, die durch ein Geldgeschenk sich sogleich in Glückliche verwandelt hätten, waren durchaus nicht zu finden. So peinlich mir auch das Geständnis wird, so muß ich doch bekennen, daß ich eine gewisse Enttäuschung empfand, als ich in diesen Häusern nichts von dem entdeckte,

was ich erwartet hatte. Ich hatte hier eine ganz besondere Sorte von Menschen zu finden gehofft, nachdem ich jedoch alle Quartiere abgesucht hatte, kam ich zu der Überzeugung, daß die Menschen, die in diesen Häusern wohnen, durchaus nichts Besonderes an sich haben, sondern Zug um Zug denjenigen gleichen, unter denen ich zu leben gewohnt war. Ganz genau so, wie unter uns Vornehmen und Gebildeten, gab es auch hier mehr oder weniger gute und mehr oder weniger schlechte Menschen, gab es hier Glückliche und Unglückliche. Und die Unglücklichen waren ganz in derselben Art unglücklich, wie die Unglücklichen in unseren Kreisen, d. h. ihr Unglück war nicht in ihren äußeren Lebensbedingungen, sondern in ihnen selbst, ihrem Innern begründet; es war mit einem Wort ein Unglück, das durch keine noch so wertvolle Banknote zu beseitigen war.

Die Bewohner dieser Häuser bildeten die sogenannte unterste Schicht der städtischen Bevölkerung, eine Schicht, welche in Moskau etwa hunderttausend Seelen zählt. Hier, in diesem Hause, findet man jegliche Art von Vertretern dieser unteren Volksschicht; hier giebt es kleine Gewerbetreibende und Handwerksmeister, Schuhmacher, Bürstenbinder, Tischler, Drechsler, Schneider, Schmiede, ferner Droschkenkutscher, kleine Wucherer und Handeltreibende jeder Art, Wäscherinnen, Flickschneiderinnen, Tagelöhner, Menschen ohne bestimmte Beschäftigung, Bettler und liederliche Dirnen.

Hier giebt es viele von jener selben Art, wie ich sie am Eingange des Ljapinischen Hauses gesehen, nur daß sie hier mitten unter der Arbeiterbevölkerung verstreut leben. Überdies hatte ich jene in ihrer unglücklichsten Zeit gesehen, als

sie alles verzehrt und vertrunken hatten, als sie, vor Frost zitternd, aus den Wirtshäusern geworfen waren und wie ein himmlisches Manna den Einlaß in das Asyl und das Gefängnis und die kostenfreie Abschiebung in die Heimat erwarteten. Hier aber sah ich sie mitten in der großen Menge der Arbeiter und zu einer Zeit, da es ihnen gelungen war, auf die eine oder andere Weise ein paar Kopeken für ein Nachtlager und vielleicht sogar einen Rubel auf Nahrung und Getränk zu verdienen.

Und wie seltsam es auch erscheinen mag: ich habe hier nicht nur nichts von jenem Gefühle verspürt, das mich im Ljapinischen Hause erregt hatte, sondern im Gegenteil, ich sowohl wie auch die Studenten empfanden bei unserm ersten Besuche sogleich ein fast angenehmes Gefühl. Aber weshalb nur ein „fast angenehmes“? Nein, das Gefühl, welches der Verkehr mit diesen Menschen in uns erregte, war, wie sonderbar es auch scheinen mag, geradezu ein sehr angenehmes Gefühl.

Der erste Eindruck, den wir gewannen, war der, daß die meisten der Menschen, welche hier lebten, arbeitsame und dabei sehr gute Menschen waren.

Die größere Hälfte aller Bewohner trafen wir bei der Arbeit an, Wäscherinnen am Waschtrog, Tischler an der Hobelbank, Schuhmacher auf ihren Schemeln. Die engen Quartiere waren voll von Menschen, überall herrschte werkthätige, muntere Arbeit. Es roch nach Arbeitsschweiß und beim Schuster nach Leder, beim Tischler nach Hobelspähnen; öfter vernahm man ein Lied und man bemerkte die entblößten, muskulösen Arme, welche rasch und gewandt die gewohnten Bewegungen ausführten. Überall wurden wir munter und freundlich empfangen, nirgends verursachte unser

plötzlicher Eintritt in das alltägliche Leben dieser Leute jene prahlerische, auf Schein berechnete Wichtigthuerei, welche den Volkszählern in den Wohnungen wohlhabender Leute entgegentrat; im Gegenteil, alle unsere Fragen wurden schlicht und recht beantwortet, ohne daß ihnen irgend eine besondere Bedeutung beigelegt wurde. Höchstens, daß die eine oder andere unserer Fragen jemandem zu einer lustigen Bemerkung, einem unschuldigen Scherz Veranlassung gab.

Viele trafen wir beim Mittagessen oder beim Thee und jedesmal luden sie uns freundlich zu „Salz und Brot“ oder zu „Thee und Zucker“ ein und machten uns sogleich Platz am Tische. Statt der beständig flutenden und wechselnden Bevölkerung, die wir hier zu finden wähnten, fanden wir in diesem Hause zahlreiche Quartiere, welche seit langer Zeit von denselben Mietern bewohnt waren. So hatte ein mit etlichen Gesellen arbeitender Tischler seine Wohnung bereits seit zehn Jahren inne, und dasselbe war mit einem Schuhmacher der Fall. Die Wohnung dieses Schuhmachers war sehr schmutzig und eng, aber seine Gesellen und Arbeiter waren trotz dieses Umstandes doch recht lustig bei ihrer Arbeit. Ich machte den Versuch, einen der Gesellen auszuforschen, um von ihm etwas über seine vermutlich recht ärmliche Lage, über Verschuldung beim Meister oder Ähnliches zu erfahren; aber der Geselle verstand mich gar nicht und äußerte sich über den Meister wie über seine eigenen Verhältnisse in der allerzufriedensten Weise.

In einem der Quartiere wohnte ein altes Ehepaar, das einen Kleinhandel mit Äpfeln betrieb. Das Zimmerchen dieser alten Leute war geheizt, sehr sauber und ganz behaglich ausgestattet. Der Fußboden war mit strohgeflochtenen Läufern bedeckt, an den Wänden standen Koffer

und Schränke, auch ein Samowar und allerhand Geschirr war vorhanden. In der Ecke hingen zahlreiche Heiligenbilder, vor welchen zwei Lämpchen brannten; weiterhin bemerkten wir an der Wand zwei sorgfältig mit Laken bedeckte Pelze. Das alte Mütterchen mit seinem feingerunzelten, freundlichen Gesichte und seinem gesprächigen Munde schien offenbar selbst über sein stilles, wohlanständiges Leben ganz glücklich.

Iwan Fedotytsch, der Besitzer der Theewirtschaft und Obermieter dieser Quartiere, kam aus seiner Schenke herbei und leistete uns Gesellschaft. Er scherzte in gemütlicher Weise mit einigen der Mieter, nannte sie alle mit Namen und Vatersnamen und gab uns kurze Charakteristiken von ihnen. Sie alle waren Menschen wie andere Menschen, es gab da einen Peter Martin Semjonowitsch, einen Petrowitsch, eine Maria Iwanowna, kurz und gut, es waren lauter Menschen, die sich durchaus nicht für unglücklich hielten, sondern einfach für Menschen wie alle andern Menschen, was sie denn auch in Wirklichkeit waren.

Ich hatte mich darauf vorbereitet, nichts als Schrecken über Schrecken zu sehen. Und nun trat mir nicht nur nichts Schreckliches entgegen, sondern viel Gutes und Schönes, das mich unwillkürlich zur Achtung zwang. Es gab hier so viele dieser guten Menschen, daß die zerlumpten, verkommenen, nichtsthuenden Menschen, die wir vereinzelt inmitten jener vorfanden, den Haupteindruck nicht verwischen konnten.

Für die Studenten war die Sache nicht so überraschend wie für mich. Sie unterzogen sich bei der Zählung einfach einer Sache, die nach ihrer Meinung für die Wissenschaft von großem Nutzen war, und machten so nebenbei noch ihre zufälligen Beobachtungen. Ich aber war der große Wohlthäter, ich war gekommen, um den unglücklichen, verkommenen

und sittlich verderbten Menschen zu helfen, die ich in diesem Hause zu finden gehofft hatte. Und nun sah ich plötzlich statt jener Unglücklichen, Verkommenen und Verderbten eine überwiegende Mehrzahl von arbeitsamen, ruhigen, zufriedenen, heiteren, zuvorkommenden und überhaupt recht guten Menschen.

Ganz besonders lebhaft kam mir das zum Bewußtsein, wenn ich in diesen Quartieren thatsächlich einmal auf jenes schreiende Elend stieß, dem ich abzuhelfen beabsichtigte.

Wenn ich auf solches Elend stieß, so fand ich jedesmal, daß demselben bereits in der Hauptsache abgeholfen war, daß jener Beistand, den ich leisten wollte, schon geleistet war. Man war mir in meinen guten Absichten schon zuvorgekommen, und wer war es, der mir zuvorgekommen war? Dieselben unglücklichen, verkommenen Geschöpfe, die ich mich anschickte zu retten, und zwar hatten sie in den meisten Fällen so gründlich geholfen, wie ich es nicht vermocht hätte.

In einem Kellerraum lag ein alleinstehender Greis, der am Typhus erkrankt war. Er hatte keine Angehörigen, die sich um ihn hätten bekümmern können. Eine Witwe mit einem Töchterchen, die ihm ganz fremd war und nur in seiner nächsten Nachbarschaft wohnte, pflegte ihn, gab ihm Thee zu trinken und kaufte ihm für ihr eigenes Geld Arzenei. In einer anderen Wohnung lag eine Wöchnerin im Kindbettfieber. Eine Dirne, die vom Laster lebte, wiegte das Kind, füllte ihm die Saugflasche und vernachlässigte zwei Tage lang ihr Geschäft. Die Mutter starb, wie ich später erfuhr, und das verwaiste kleine Mädchen fand in der Familie eines Schneiders Aufnahme, der selbst drei eigene Kinder besaß. Es blieben für meine Thätigkeit nur jene unglücklichen Müßiggänger übrig, Beamte, Schreiber, Lakaien ohne Stellung, Bettler, Trunkenbolde, lasterhafte Weiber, eltern-

lose Kinder, deren Not nicht auf einmal durch eine Geldunterstützung zu beseitigen war, deren Verhältnisse vielmehr eingehend erforscht, erwogen und verbessert werden mußten. Ich suchte einfach Unglückliche, die infolge ihrer äußeren Not unglücklich waren, und denen man abhelfen könnte, indem man ihnen vom eigenen Überflusse etwas abgab. Solche Unglückliche hatte ich — wie mir schien, infolge besonderen Mißgeschicks — nicht gefunden; ich hatte vielmehr nur solche Unglückliche gefunden, denen man viel Zeit und Mühe widmen mußte, wenn man ihr Unglück beseitigen wollte.

Die Unglücklichen, welche ich als unterstützungsbedürftig notiert hatte, zerfielen in meiner Vorstellung von selbst in drei Gruppen, und zwar erstens in solche, die ihre frühere angenehme Stellung verloren hatten und eine Rückkehr in dieselbe erhofften (und solcher Leute gab es sowohl von niedrigem wie von höherem Stande), zweitens in lasterhafte Frauenzimmer, deren es in diesen Häusern sehr viele gab, und drittens in Kinder. Die meisten von denjenigen, welche ich aufgeschrieben hatte, gehörten der ersteren dieser drei Gruppen an. Es gab solcher Stellenlose gar viele in diesen Häusern, darunter namentlich zahlreiche Leute aus besserem Stande und aus der Beamtenwelt. Fast in jedem Quartiere, das wir mit Iwan Fedotytsch betraten, machte dieser die Bemerkung: „Hier brauchen wir die Karten nicht selbst auszufüllen, hier giebt es jemanden, der das versteht, wenn er nur nicht zufällig gerade betrunken ist.“

Darauf rief Iwan Fedotytsch bei Namen und Vatersnamen den Betreffenden auf, der in der Regel ein solcher Verkommener von höherem Stande war. Auf den Ruf des

Quartierwirts tauchte irgendwo aus einem dunklen Winkel ein ehemaliger reicher Edelmann oder Beamter auf, zumeist betrunken und fast ohne Oberkleider. War er nicht betrunken, so machte er sich jedesmal gern an die ihm zugedachte Arbeit, nickte würdevoll mit dem Kopfe, machte seine Bemerkungen unter Anwendung von allerhand Fachausdrücken, nahm nicht ohne eine gewisse vorsichtige Zärtlichkeit das rote Zählformular in seine zitternden, unsauberen Hände und blickte mit Stolz und Verachtung auf seine Zimmergenossen, als ob er, den sie so oft erniedrigt hatten, nun den vollen Triumph seiner überlegenen Bildung genießen wollte. Er freute sich offenbar, wieder einmal mit jener Welt in Berührung zu kommen, in welcher es gedruckte Formulare auf rotem Papier giebt, mit jener Welt, in der er selbst einmal gelebt hatte. Fast immer bekam ich von diesen Leuten auf meine Fragen nicht nur bereitwillige Antworten, sondern sogar ganze umfangreiche Lebensberichte, die wie ein Gebet eingeprägt zu sein schienen. Mit förmlicher Begeisterung erzählten sie mir von dem Unglück, daß sie betroffen, namentlich aber von ihrer einstmaligen Stellung in der Gesellschaft, die sie nach ihrer Erziehung auch jetzt noch innehaben müßten.

Ich fand sehr viele dieser Leute in allen Ecken des Rschanowschen Hauses zerstreut. Eins der Quartiere war durchweg von solchen Leuten — Männern und Weibern — eingenommen. Als dieses Quartier an die Reihe kam, äußerte Iwan Fedotytsch zu uns:

„Na, jetzt kommen wir zu unsern Herrschaften vom Adel."

Das Quartier war ganz von Menschen angefüllt; fast alle, gegen vierzig an der Zahl, waren zu Hause. Nirgends im ganzen Hause gab es so viele gesunkene und unglückliche Menschen mit teils aufgedunsenen, teils blassen, teils jungen

und teils alten Gesichtern. Ich redete einige von ihnen an. Es war fast immer dieselbe Geschichte, die ich zu hören bekam, nur in verschiedenen Entwickelungsstadien. Jeder von ihnen war entweder selbst einmal reich gewesen, oder sein Vater oder Bruder oder Oheim war einst reich gewesen oder war noch reich, oder er selbst oder sein Vater hatte einmal eine schöne Stellung gehabt. Dann kam das Unglück, an welchem entweder neidische Gegner oder die eigene Gutmütigkeit oder irgend ein besonderer Zufall die Schuld trugen, und so ging denn alles verloren, und der arme Schlucker geriet in diese widerwärtigen, elenden Verhältnisse, mußte Lumpen voll Ungeziefer tragen, mit Trunkenbolden und Lotterbuben verkehren, von trockenem Brot und schlechter Wurst leben und die Hand nach Almosen ausstrecken.

Alle Gedanken, Wünsche, Erinnerungen dieser Menschen sind einzig und allein auf die Vergangenheit gerichtet, die Gegenwart stellt sich ihnen als etwas Unnatürliches, Abscheuerregendes dar, das gar keine Beachtung verdient. Keiner von ihnen hat eine Gegenwart. Sie haben alle nur Erinnerungen an die Vergangenheit und Hoffnungen auf die Zukunft, die sich in jedem Augenblick erfüllen können, und zu deren Erfüllung nur sehr wenig notwendig ist. Aber eben dieses Wenige fehlt und ist von nirgends her zu erlangen, und so geht denn ihr kostbares Leben dahin, bei dem einen das erste Jahr, bei dem andern das fünfte, beim dritten das dreißigste. Der eine bedarf nur eines anständigen Anzuges, um sich irgend einer vornehmen, ihm wohlgesinnten Person vorzustellen; der Andere braucht nur etwas Geld, um seine Schulden zu bezahlen und nach Orel zu fahren; ein dritter möchte nur seine Sachen im Leihamt auslösen und etwas Mittel in die Hand bekommen, um einen

Prozeß zu Ende zu führen, der unbedingt zu seinen Gunsten ausschlagen muß. Sie alle behaupten, daß irgend etwas von außen her für sie geschehen müsse, damit sie wieder in diejenige Lebenslage kommen, die ihnen als die für sie allein natürliche und ihr Glück begründende erscheint.

Wenn ich nicht durch meinen Tugendstolz so ganz befangen gewesen wäre, dann hätte ich nur ein klein wenig aufmerksamer in diese jungen und alten, größtenteils unbedeutenden und sinnlichen, doch dabei gutmütigen Gesichter zu schauen gebraucht, um zu begreifen, daß ihr Unglück durch äußere Mittel nicht zu beseitigen war, daß sie überhaupt in keiner Lebenslage glücklich sein konnten, wenn ihre Lebensauffassung dieselbe blieb, daß sie keineswegs irgend eine besondere, in besonders unglücklichen Verhältnissen lebende Menschenklasse waren, sondern daß sie ganz genau ebensolche Menschen waren wie wir selbst und wie diejenigen, die uns von allen Seiten umgeben.

Ich erinnere mich, daß mir die Berührung mit dieser Art von Unglücklichen ganz besonders peinlich war. Jetzt begreife ich, woher das kam: ich sah in diesen Menschen mich selbst wie in einem Spiegel. Wenn ich mich damals in mein eigenes Leben und in das Leben der Leute unseres gesellschaftlichen Kreises vertieft hätte, dann hätte ich gefunden, daß zwischen diesen einerseits und jenen Unglücklichen andererseits durchaus kein Unterschied existierte.

Wenn auch die Leute unserer guten Gesellschaft in den großen Wohnungen der vornehmen Stadtviertel wohnen und nicht hier im Rschanowschen Hause, wenn auch ihre Speisen und Getränke nichts mit schlechter Wurst und Hering und trockenem Brot zu thun haben, so hindert das durchaus nicht, daß sie ganz ebenso unglücklich sind wie jene unglück-

lichen Müßiggänger im Rschanowschen Hause. Ganz ebenso wie jene sind sie mit ihrer gegenwärtigen Lage nicht zufrieden, beweinen sie ihre Vergangenheit und sehnen sie sich nach einer besseren Zukunft, und diese bessere Zukunft, nach welcher sie sich sehnen, ist genau dieselbe, wie die, nach welcher sich die Unglücklichen des Rschanowschen Hauses sehnen, eine Zukunft nämlich, in welcher sie weniger arbeiten und dagegen größeren Nutzen von der Arbeit anderer ziehen können. Der Unterschied ist nur ein quantitativer.

Wenn ich mich damals in den Gegenstand vertieft hätte, so hätte ich diese Thatsache schon damals begriffen; ich aber vertiefte mich nicht, sondern fragte diese Leute aus und machte mir Notizen über ihre Verhältnisse, indem ich der Meinung war, daß ich, sobald mir ihre Schicksale und ihre Bedürfnisse im einzelnen bekannt sein würden, ihnen späterhin würde helfen können. Ich begriff nicht, daß man solchen Menschen nur helfen könne, indem man ihre Lebensauffassung verändert. Um aber die Lebensauffassung eines anderen Menschen zu verändern, muß man selbst eine bessere Lebensauffassung besitzen und derselben gemäß leben; ich aber hatte damals ganz dieselbe Lebensauffassung wie jene, und ich lebte in Übereinstimmung mit eben jener Lebensauffassung, welche erst umgewandelt werden mußte, damit jene Menschen aufhörten, unglücklich zu sein.

Ich sah nicht das eine, daß diese Menschen nicht deshalb unglücklich sind, weil ihnen die Nahrung überhaupt fehlt, sondern nur deshalb, weil ihr Magen verdorben ist sie nicht Nahrung schlechtweg verlangen, sondern eine Nahrung, welche den Appetit reizt. Ich sah nicht das eine, daß um diesen Menschen zu helfen, man ihnen nicht Nahrung geben, sondern vielmehr ihren verdorbenen Magen kurieren

müsse. Doch ich greife mit diesen Bemerkungen mir selbst vor, und will hier nur noch bemerken, daß von allen jenen Leuten, welche ich aufnotiert hatte, ich thatsächlich nicht einem einzigen wirklich geholfen habe, obwohl für einige von ihnen das, was sie wünschten, und was nach ihrer Meinung helfen sollte, thatsächlich geschehen ist. Ich erinnere mich ganz besonders dreier von diesen Personen. Alle drei sind nach zahlreichen Versuchen, sie emporzuheben, und nach ebenso vielen Rückfällen heut in ganz derselben Lage, in der sie sich vor drei Jahren befunden haben.

Die zweite Gruppe von Unglücklichen, denen ich gleichfalls späterhin zu helfen hoffte, bestand aus lasterhaften Weibern. Solcher Weiber gab es im Rschanowschen Hause sehr viel und von mannigfacher Art — von den Jungen, die immerhin noch als weibliche Wesen erschienen, bis zu den Allerältesten, Widerwärtigsten und Entsetzlichsten, die kaum noch dem menschlichen Ebenbilde glichen. Ich hatte anfangs nicht die Absicht, diese weiblichen Wesen nicht in meinen Wohlthätigkeitsplan aufzunehmen, doch erwachte später in mir die Hoffnung, daß ich imstande sein würde, auch ihnen zu helfen.

Es war gegen die Mitte unserer zählerischen Thätigkeit. Wir hatten bereits eine gewisse mechanische Fertigkeit in unserer Arbeit erlangt. Wenn wir ein neues Quartier betraten, fragten wir sogleich nach dem Hauptmieter desselben; einer von uns setzte sich nieder und säuberte sich irgend einen Platz zum Schreiben, während der zweite von Winkel zu Winkel ging, jeden einzelnen Mieter ausfragte und die Antworten dem Schreibenden zurief.

So kamen wir auch in ein Quartier des Kellergeschosses;

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL·DRESDEN

der Student suchte den Inhaber desselben, während ich alle, die in dem Quartier waren, befragte. Der Plan des Quartiers war folgender: in der Mitte des etwa sechs Arschin im Quadrat messenden Zimmers stand ein großer Ofen. Von diesem gingen strahlenförmig vier Verschläge aus, welche somit vier Zimmer bildeten. In dem ersten, als Durchgang dienenden Zimmer, welches vier Kojen enthielt, befanden sich zwei Menschen — ein alter Mann und ein Weib. Dicht hinter diesem Raume lag eine lange Kammer; in ihr wohnte der Quartiersherr, ein junger, in eine graue Tuchweste gekleideter, anständig aussehender, sehr blasser Mann von bürgerlichem Stande. Links von dem ersten Raume befand sich eine dritte Kammer. In dieser befand sich ein schlafender, vermutlich betrunkener Mann und ein Frauenzimmer in einer roten Bluse, die vorn offen stand und hinten faltig zusammengezogen war. Die vierte Kammer befand sich hinter dem Verschlage; man gelangte in dieselbe durch die Kammer des Vermieters.

Der Student begab sich in die Kammer des Wirts, ich aber blieb in der Eingangskammer und fragte den Alten und die Frauensperson aus. Der Alte war ein gelernter Setzer, der keine Arbeit hatte; die Weibsperson war die Frau eines Koches. Ich begab mich in die dritte Kammer zur Rechten und fragte das Frauenzimmer in der Bluse nach dem schlafenden Manne. Sie sagte, es sei ein Gast. Dann fragte ich, wer sie selbst wäre. Sie sei eine Bäuerin von Geburt, aus der Gegend von Moskau, lautete die Antwort.

„Womit beschäftigt ihr euch?“ fragte ich weiter.

Sie lachte und gab mir keine Antwort.

„Wovon lebt ihr?“ wiederholte ich, indem ich annahm, daß sie meine Frage nicht verstanden habe.

„Ich sitz' in den Schenken," sagte sie.

Ich verstand sie nicht und fragte noch einmal:

„Wovon lebt ihr?"

Sie antwortete wiederum nicht, sondern lachte nur. Aus der vierten Kammer, in der wir noch nicht gewesen waren, ließ sich gleichfalls ein Lachen von weiblichen Kehlen vernehmen. Der Wirt kam aus seinem Zimmer zu uns heran. Er hatte offenbar meine Fragen und die Antworten des Frauenzimmers gehört. Er warf dem letzteren einen strengen Blick zu und sagte darauf zu mir:

„Es ist eine Prostituierte."

Er war offenbar mit sich selbst sehr zufrieden, weil er dieses in der Amtssprache gebräuchliche Wort kannte und dasselbe richtig aussprach. Nachdem er mir diese Auskunft erteilt hatte, wandte er sich mit einem kaum bemerkbaren Lächeln der Zufriedenheit, das für mich berechnet war, an die Person in der Bluse. Und kaum hatte er sich zu ihr umgewandt, als sein Gesicht sogleich einen ganz veränderten Ausdruck annahm. Indem er die Worte ganz rasch in einem höchst verächtlichen Tone hervorstieß — wie man etwa mit einem Hunde spricht — sagte er, ohne sie anzusehen, zu ihr:

„Was war das eben für ein Geschwätz: „Ich sitz' in den Schenken?" Sag's nur immer heraus, weshalb du dasitzest — eine Prostituierte bist du," wiederholte er nochmals selbstgefällig, „und nicht einmal deinen Namen kennst du."

Der Ton, in welchem er sprach, verletzte mich.

„Es steht uns nicht zu, sie zu schmähen," sagte ich. „Wenn wir alle ein besseres Leben führten, würden auch sie nicht existieren."

„Es ist doch aber einmal so," sagte der Wirt mit verlegenem Lächeln.

„Dann sollen wir sie nicht schelten, sondern bedauern. Sind sie denn schuld?“

Ich habe meine Worte nicht genau behalten, ich weiß nur, daß der verächtliche Ton, in welchem der Vermieter dieses mit Weibern angefüllten Quartieres von Prostituierten sprach, mich unangenehm berührte, daß mir das Frauenzimmer leid that, und daß ich sowohl obige Worte als auch noch einiges andere sagte. Kaum hatte ich ausgesprochen, als in jener Kammer, aus welcher sich das Lachen hatte vernehmen lassen, das Holzwerk der Betten zu knarren begann und über dem Verschlage, der nicht bis an die Decke hinanreichte, ein wirrer weiblicher Krauskopf mit kleinen, verschwollenen Augen und glänzend rotem Gesichte auftauchte, und gleich darauf noch ein zweiter und dritter Kopf folgte. Sie standen augenscheinlich auf ihren Betten und reckten alle drei die Hälse hervor, indem sie atemlos und mit gespannter Aufmerksamkeit auf uns herniedersahen.

Es entstand ein verlegenes Schweigen. Der Student, welcher vorher gelächelt hatte, war ernst geworden, und der Quartierherr schlug verwirrt die Augen nieder. Die Frauenzimmer blickten mich in erwartungsvollem Schweigen an, ich aber war verwirrter als alle andern. Ich hatte nicht erwartet, daß ein zufällig hingeworfenes Wort eine Wirkung hervorbringen könnte. Es war, als ob auf dem mit Leichen übersäeten Totenfeld des Hesekiel plötzlich der Geist des Herrn erschienen und Bewegung in die toten Gebeine gekommen wäre. Ich hatte unüberlegt ein Wort der Liebe und des Mitleids fallen lassen, und dieses Wort wirkte auf alle so, als ob sie alle nur dieses eine Wort erwartet hätten, damit sie aufhörten, Leichen zu sein und Leben gewännen. Sie blickten mich alle an und erwarteten, was weiter kommen würde.

Sie erwarteten, daß ich das Wort sprechen und die That wirken würde, durch welche die Gebeine sich einander nähern und mit Fleisch bedecken und lebendig werden würden. Ich fühlte jedoch, daß ich kein solches Wort und keine solche That kannte, durch die ich das Begonnene hätte fortsetzen können; ich fühlte im Grunde meiner Seele, daß ich gelogen hatte, daß ich selbst ganz ebenso war, wie sie, daß ich nichts weiter zu sagen hatte, und ich begann den Namen und Stand all der Leute in diesem Quartiere in meine Formulare einzutragen.

Dieser Vorgang führte mich zu einem neuen Irrtum — zu dem Gedanken, daß es möglich sei, auch diesen Unglücklichen zu helfen. In meiner Selbst-Täuschung glaubte ich damals, daß dies sehr leicht sei. Ich sagte mir: Wir wollen uns auch diese Frauenzimmer notieren, und dann wollen wir — wer diese „wir" waren, wußte ich freilich nicht zu sagen — uns auch diese Sache angelegen sein lassen. Ich stellte mir vor, daß wir, das heißt dieselben Leute, welche diese Weiber im Laufe mehrerer Generationen in einen solchen Zustand versetzt haben, eines schönen Tages uns eines Besseren besinnen und die Sache mit einem Schlage wieder gut machen würden. Und dabei hätte ich mir nur mein Gespräch mit jener Dirne, welche das Kind der fieberkranken Wöchnerin gewiegt hatte, ins Gedächtnis zurückzurufen brauchen, um die ganze Sinnlosigkeit einer solchen Voraussetzung zu begreifen.

Als wir diese Frauensperson mit dem Kinde erblickten, dachten, wir, daß es ihr eignes Kind sei. Auf die Frage, was sie wäre, sagte sie ohne weiteres, sie sei ein „Mädchen". Sie sagte nicht: eine Prostituierte. Nur jener Zimmervermieter gebrauchte dieses scheußliche Wort. Die Annahme,

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

daß jenes Kind ihr gehöre, gab mir den Gedanken ein, sie aus ihrer Lage zu befreien. Ich fragte sie:

„Ist das Ihr Kind?“

„Nein, es gehört der Frau da,“ antwortete sie.

„Weshalb wiegen Sie es denn?“

„Sie hat mich darum gebeten; sie stirbt.“

Obwohl sich nun meine Annahme als falsch erwiesen hatte, fuhr ich doch fort, mit ihr in gleichem Sinne zu reden. Ich fragte sie eingehend nach ihren Verhältnissen, namentlich auch danach, wie sie in eine solche Lage geraten wäre. Sie erzählte mir bereitwillig und in schlichten Worten ihre Geschichte. Sie sei eine geborene Moskauerin und die Tochter eines Fabrikarbeiters. Sie wurde Waise, eine Tante nahm sie zu sich, und sie begann „in die Schenken zu gehen.“ Die Tante war bereits tot. Als ich sie fragte, ob sie nicht ihr Leben ändern wolle, lachte sie, als ob ich von etwas ganz Unmöglichem spräche, und meinte:

„Wer wird mich denn nehmen mit meinem gelben Billet?“

„Nun, wenn sich zum Beispiel für Sie eine Stelle als Köchin fände?“ versetzte ich.

Dieser Gedanke war mir deshalb gekommen, weil sie eine starke blonde Person mit einem gutmütig dummen, runden Gesichte war, wie Köchinnen häufig zu sein pflegen. Meine Worte gefielen ihr offenbar nicht. „Als Köchin —“ sagte sie lachend, „aber ich kann ja kein Brot backen!“

Sie sagte, daß sie das nicht könne, aber ich sah an dem Ausdruck ihres Gesichtes, daß sie es auch nicht wolle, daß sie die Lage und den Namen einer Köchin für etwas Erniedrigendes halte.

Diese Person, die gleich der Witwe im Evangelium in allerschlichtester Weise alles, was sie besaß, für die Kranke

hingegeben hatte, hielt gleichwohl ebenso wie ihre übrigen Berufsgenossinnen die Lage einer arbeitenden Person für erniedrigend und verächtlich. Sie war so erzogen worden, daß sie nur ohne Arbeit leben und nur diejenige Existenz führen wollte, welche die sie umgebenden Personen als die für sie natürliche erachteten. Und darin eben beruht ihr Unglück, das sie zu Falle gebracht hat und in ihrer Lage festhält. Das brachte sie so weit, daß sie „in den Schenken saß." Wer von uns, sei es Mann oder Frau, möchte wohl versuchen, sie von dieser falschen Auffassung des Lebens abzubringen? Wo giebt es in unseren Kreisen Menschen, die ein arbeitsames Leben für achtbarer hielten als ein träges, die einer solchen Auffassung gemäß lebten und andere beurteilten? Wenn ich die Sache richtig erwogen hätte, dann hätte ich einsehen können, daß weder ich noch sonst jemand von den Menschen, die ich kenne, jene Krankheit zu heilen vermöge.

Ich hätte einsehen können, daß jene erstaunten und gerührten Gesichter, welche ich im Quartier des „Moskauer Bürgers" hinter dem Verschlage hatte hervorlugen sehen, nur über das Mitgefühl erstaunt waren, das ihnen bewiesen worden war, daß sie jedoch keineswegs die Hoffnung auf eine Errettung aus ihrem unsittlichen Leben ausdrückten. Sie sehen die Unsittlichkeit ihres Lebens nicht. Sie sehen nur, daß man sie verachtet und schmäht, weshalb man sie jedoch verachtet, das können sie unmöglich begreifen. Sie haben vielleicht von Kindheit an zwischen ebensolchen Weibern gelebt, die, wie sie sehr wohl wissen, zu allen Zeiten existiert haben und für die Gesellschaft sogar notwendig sind, so notwendig, daß es eigens von der Regierung angestellte Beamte giebt, welche über die Korrektheit ihres Lebens und Verhaltens zu wachen

haben. Fernerhin wissen sie, daß sie eine siegreiche Macht über die Menschen haben, nicht selten sogar eine größere Macht als andere Frauen. Sie sehen, daß ihre gesellschaftliche Stellung, obwohl man sie verschmäht und verachtet, sowohl von den Männern, von den Frauen, sowie von den Behörden anerkannt wird, und sie können daher gar nicht einsehen, wie sie sich eigentlich bessern sollen.

Bei einem unserer Zählbesuche sagte mir einer der Studenten, daß in einem der Quartiere eine Frau sei, die mit ihrer dreizehnjährigen Tochter einen kupplerischen Handel treibe. Da ich dieses Kind zu retten wünschte, so begab ich mich persönlich in dieses Quartier. Mutter und Tochter lebten im größten Elend. Die Mutter war eine kleine, etwa vierzigjährige Person mit dunklem Teint und abstoßend häßlichen Zügen, und die Tochter machte einen ebenso unangenehmen Eindruck. Auf meine etwas gewundenen Fragen nach ihren Verhältnissen antwortete die Mutter mißtrauisch, feindselig und kurz, indem sie augenscheinlich in mir einen Feind witterte, der böse Absichten hegte. Die Tochter aber gab keine Antwort, ohne die Mutter anzusehen, und vertraute derselben offenbar vollkommen. Ein wirkliches herzliches Mitleid habe ich für sie nicht empfunden, eher einen Widerwillen. Ich entschied jedoch, daß die Tochter gerettet werden müsse, und ich beschloß, bei gefühlvollen Damen Interesse für diese beiden weiblichen Wesen zu erwecken und die Damen zu einem Besuche derselben zu bewegen.

Wenn ich mir jedoch die ganze Vergangenheit dieser Mutter vergegenwärtigt hätte, wenn ich bedacht hätte, wie sie in solchen Verhältnissen, unter schweren Opfern, ohne die geringste Beihülfe von anderen diese ihre Tochter geboren, großgefüttert und erzogen hatte, wenn ich die Lebensauffassung in Betracht

gezogen hätte, die sich bei diesem Weibe notwendig hatte bilden müssen, dann hätte ich begriffen, daß in dem Verhalten dieser Mutter durchaus nichts Böses oder Unsittliches lag: sie hatte für ihre Tochter alles gethan, was sie konnte, das heißt, was sie auch für sich selbst als das Beste erachtete. Wohl kann man dieser Mutter die Tochter wegnehmen, niemals aber kann man jene davon überzeugen, daß sie ein Unrecht begeht, indem sie ihre Tochter verkuppelt. Wenn man schon jemanden erretten will, so muß man diese Mutter erretten, und zwar muß man sie erretten aus jener Lebensauffassung, die doch von allen gebilligt wird — jener Auffassung, daß es einem Weibe erlaubt sei, als bloßes Werkzeug der Sinnlichkeit zu leben, ohne Kinder zu gebären und zu arbeiten.

Wenn ich das alles bedacht hätte, dann hätte ich begriffen, daß die meisten der Damen, welche ich zur Errettung jenes Mädchens aussenden wollte, nicht nur selbst leben, ohne Kinder zu gebären und zu arbeiten, indem sie lediglich der Befriedigung der Sinnlichkeit dienen, sondern auch in bewußter Weise ihre Töchter für ein solches Leben erziehen. Die eine Mutter führt eben ihre Tochter „in die Schenke," die andere auf die Bälle. Beide aber haben dieselbe Lebensauffassung, daß das Weib dazu da sei, die Begierde des Mannes zu stillen, und daß er sie dafür zu ernähren und zu kleiden habe. Wie sollen dann also unsere Damen im Stande sein, jenes Frauenzimmer samt seiner Tochter zu bessern?

Noch seltsamer war meine Erfahrung mit den Kindern. In meiner Rolle als Wohlthäter schenkte ich nämlich auch den Kindern meine Aufmerksamkeit, indem ich jene unschul-

digen Geschöpfe, welche in dieser Höhle des Lasters dem Untergange geweiht schienen, zu retten wünschte, und sie daher gleichfalls notierte, um nachträglich für sie Sorge zu tragen.

Unter diesen Kindern erregte namentlich ein zwölfjähriger Knabe Namens Seresche meine Aufmerksamkeit. Dieser verständige und gewandte Junge, der bei einem Schuhmacher in der Lehre gewesen war und, nachdem sein Lehrherr ins Gefängnis geraten, keine Unterkunft gefunden hatte, rief mein besonderes Mitleid wach, und ich beschloß, mich seiner anzunehmen.

Ich will nun berichten, welchen Abschluß dieser Wohlthätigkeitsakt gefunden hat, weil die Geschichte dieses Knaben besser als sonst etwas beweist, welche falsche Stellung ich in meiner Rolle als Wohlthäter einnahm.

Ich nahm diesen Knaben in mein Haus auf und wies ihm einen Platz in der Küche an. Ich konnte doch nicht diesen, von Ungeziefer starrenden Burschen aus der Höhle des Lasters ohne weiteres in die Gesellschaft meiner Kinder bringen! Ich hielt mich in der That für einen äußerst guten und tugendhaften Menschen, weil ich den Anlaß gegeben hatte, daß dieser Knabe nicht uns, sondern unseren Dienstboten in der Küche lästig wurde, daß nicht ich, sondern unsere Köchin ihn speiste, und daß ihm ein paar alte Kleider zur Bedeckung seiner Blößen gegeben wurden. Der Knabe blieb eine Woche bei uns. Während dieser Woche habe ich vielleicht zweimal im Vorübergehen ein paar Worte mit ihm gesprochen, und bei Gelegenheit eines Spazierganges besuchte ich einen mir bekannten Schuhmacher, dem ich vorschlug, den Knaben in die Lehre zu nehmen. Es wurde nichts daraus, doch lud ein Bauer aus einem Dorfe, der

mich gerade besuchte, den Knaben zu sich ein — er sollte in seiner Familie Aufnahme finden und bei der Arbeit helfen. Der Knabe wollte auf diesen Vorschlag nicht eingehen und war, wie gesagt, nach Verlauf einer Woche aus meinem Hause verschwunden. Ich begab mich in Rschanows Haus, um Nachforschungen nach ihm anzustellen. Er war dahin zurückgekehrt, doch fand ich ihn um die Zeit, als ich da war, nicht zu Hause. Er ging bereits seit zwei Tagen nach den Prjesnenskischen Teichen, wo er sich für dreißig Kopeken täglich bei irgend einer Horde von imitierten Wilden vermietete, die sich mit einem Elefanten vor dem Publikum produzierten. Ich ging noch ein zweites Mal hin, das Bürschchen aber war augenscheinlich so undankbar, daß es mir mit Absicht aus dem Wege ging.

Wenn ich mich damals gehörig in das Leben dieses Knaben, sowie auch in mein eigenes hineingedacht hätte, so würde ich begriffen haben, daß der Knabe, indem er bei uns die Möglichkeit eines lustigen, arbeitslosen Lebens kennen gelernt hatte, verdorben und von der Arbeit entwöhnt worden ist. Ich hatte ihn in mein Haus genommen, um ihn zu beglücken und ihn zu bessern, was aber hat er in diesem Hause gesehen? Meine Kinder, sowohl gleichaltrige als auch ältere und jüngere wie er, die nicht nur niemals irgend eine Arbeit für sich selbst verrichteten, sondern im Gegenteil anderen so viel Arbeit als möglich machten, die alles rings um sich herum beschmutzten und verdarben, die sich an fetten, wohlschmeckenden und süßen Speisen voll aßen, die eine Menge von Geschirr zerschlugen und den Hunden solche Bissen zuwarfen, wie sie diesem Knaben als Leckerbissen erscheinen mußten.

Wenn ich ihn aus der Höhle des Lasters herausgenommen

und an einen so guten Platz gebracht hatte, so mußte er sich auch jene Lebensauffassung aneignen, die an diesem guten Platz gehegt wurde; und bei dieser Lebensauffassung mußte er der Meinung sein, daß man an einem solchen guten Platze nichts arbeiten, wohl aber gut essen und trinken und überhaupt ein lustiges Leben führen solle. Er wußte freilich nicht, daß meinen Kindern die schwere Arbeit des Erlernens der lateinischen und griechischen Deklination oblag und hätte auch kaum den Zweck dieser Arbeit begriffen. Man sieht jedoch sogleich, daß, wenn er ihn begriffen hätte, das Beispiel meiner Kinder noch nachhaltiger auf ihn eingewirkt haben würde. Er hätte nämlich begriffen, daß meine Kinder nur deshalb in dieser Weise erzogen würden, damit sie, die jetzt keine Arbeit kennen, auch später vermöge ihrer Diplome in der Lage wären, so wenig als möglich zu arbeiten und so viel als möglich von den Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen. Jedenfalls aber hatte er so viel von der Sache begriffen, daß er, statt zu dem Bauern zu gehen, ihm bei der Wartung des Viehes zu helfen und mit ihm Kartoffeln und Kwas zu essen, es vorzog, im zoologischen Garten im Kostüm eines Wilden aufzutreten und für dreißig Kopeken täglich den Elefanten am Seile zu führen.

Ich hätte wohl begreifen können, wie wenig es mir, der ich meine Kinder vollkommen in Müßiggang und Üppigkeit erzog, im Grunde genommen zukam, andere Leute und deren Kinder bessern zu wollen — Leute, die, wie jene im Rschanowschen Hause, dieser von mir sogenannten „Höhle", zu drei Vierteln aus fleißigen Arbeitern bestanden, die für sich und für andere arbeiteten. Aber, wie gesagt, ich habe damals nichts davon begriffen.

Es gab in dem Rschanowschen Hause sehr viele Kinder,

die sich in einer recht kläglichen Lage befanden; es gab Kinder von Prostituierten, es gab Waisen, gab Kinder, die von Bettlern und Bettlerinnen auf der Straße beim Betteln gebraucht wurden. Alle diese Kinder waren recht bemitleidenswert. Aber mein Versuch mit Sereschа zeigte mir, daß ich, wenn ich selbst bei meinem Leben verharrte, nicht im Stande war, ihnen zu helfen. Zu der Zeit, da Sereschа bei uns lebte, bemerkte ich an mir das Bestreben, unser Leben, namentlich das Leben unserer Kinder vor ihm zu verbergen. Ich fühlte, daß alle meine Bemühungen, ihn auf den Weg eines guten, arbeitsamen Lebens zu bringen, durch das Beispiel unseres Lebens und des Lebens unserer Kinder zunichte gemacht wurden. Einer Prostituierten oder einer Bettlerin ein Kind wegzunehmen, ist sehr leicht. Ebenso leicht ist es, wenn man Geld hat, dieses Kind hübsch zu waschen und zu säubern und in reine Kleider zu stecken, es satt zu machen und sogar in verschiedenen Wissenschaften unterrichten zu lassen. Dieses Kind jedoch sein Brot verdienen lehren, ist für uns, die wir unser Brot nicht selbst verdienen, nicht nur sehr schwer, sondern überhaupt unmöglich, da wir sowohl durch unser Beispiel, als auch durch jene materiellen, uns kein besonderes Opfer auferlegenden Erleichterungen seines Lebens das Gegenteil lehren. Einen jungen Hund kann man wohl zu sich nehmen, aufziehen, großfüttern, zum Apportieren bringen und seine Freude an ihm haben; bei dem Menschen jedoch genügt es nicht, ihn zu ernähren, großzuziehen, und im Griechischen unterrichten zu lassen. Einen Menschen muß man vor allem lehren, zu leben, d. h. weniger von anderen zu nehmen und mehr zu geben. Wir aber können ihn nur das Gegenteil davon lehren, ob wir ihn nun in unser eigenes Haus aufnehmen, oder in einem eigens für diesen Zweck begründeten Asyl unterbringen.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Jenes Gefühl des Mitleids mit den Menschen und der Abneigung gegen mich selbst, welches ich im Ljapinschen Hause empfunden hatte, habe ich später nicht mehr gehabt; ich war ganz erfüllt von dem Wunsche, das von mir begonnene Werk durchzuführen und jenen unglücklichen Menschen, die ich hier vorfinden würde, Gutes zu erweisen. Aber wie seltsam! Man sollte kaum glauben, daß die Erweisung von Wohlthaten, die Verteilung von Geld unter notleidende Menschen eine sehr schöne Sache sei und Liebe zu den Menschen in uns erwecken müsse. Das Gegenteil aber war der Fall; die Ausübung der Wohlthaten brachte in mir vielmehr eine Abneigung gegen die Menschen und eine Verdammung derselben hervor. Am Abend des ersten Zähltages ereignete sich eine Scene, welche ganz den Scenen im Ljapinschen Hause glich, und dennoch brachte dieselbe bei mir einen ganz andern Eindruck hervor.

Die Sache begann damit, daß ich in einem der Quartiere gerade eine solche unglückliche Person fand, wie ich sie brauchte, eine Person, die sofortige Hilfe nötig hatte. Es war ein verhungertes Weib, das seit zwei Tagen nichts gegessen hatte. Das Quartier bestand aus einem großen, fast leeren Raum, der einer ganzen Anzahl von Personen zur Nachtherberge dienen mochte. Ich fragte eine anwesende alte Frau, ob es hier sehr arme Leute gebe, solche z. B., die nichts zu essen hätten. Die Alte dachte nach und nannte mir zwei Namen, dann aber schien plötzlich ihr Gedächtnis lebendig zu werden.

„Da liegt sie ja," sagte sie, indem sie nach einer der besetzten Kojen wies, „die da drinnen hat, glaub' ich, schon lange nichts gegessen."

„In der That? Und wer ist sie denn?"

„Sie war früher eine Dirne, jetzt aber nimmt sie keiner mehr, darum hat sie kein Verdienst mehr. Die Wirtin hat

immer noch Mitleid mit ihr gehabt, jetzt aber will sie sie wegjagen . . . Agafia, he Agafia!“ rief die Alte.

Wir traten näher heran, und in der Koje begann sich etwas zu regen. Es war ein halb ergrautes, zerzaustes, zum Skelett abgemagertes Weibsbild in einem schmutzigen, zerrissenen Hemde, mit eigentümlich glänzenden, starren Augen. Sie blickte an uns vorüber und suchte mit ihrer dünnen Hand ihr Leibchen zusammenzuziehen, um ihre knochige Brust, die von dem schmutzigen Hemde entblößt war, zu bedecken, wobei sie, offenbar unwillig über die Störung, in ärgerlichem Tone rief: „Was denn, was denn?“

Ich fragte sie, was für ein Leben sie führe. Sie schien mich lange nicht zu verstehen, dann sagte sie:

„Weiß selbst nicht, man will mich fortjagen.“

Ich fragte sie — und ich schäme mich, es niederzuschreiben — ob es wahr sei, daß sie nichts gegessen habe. Und in derselben fiebernden, hastigen Weise antwortete sie, ohne mich anzusehen:

„Gestern und heut hab' ich nichts gegessen.“

Der Anblick dieses Weibes machte einen tiefen Eindruck auf mich, jedoch nicht von der Art, wie die Scenen, die mir im Ljapinschen Hause vor Augen getreten waren. Dort hatte ich mich vor lauter Mitleid für jene Menschen geradezu meiner geschämt, hier freute ich mich beinahe darüber, daß ich endlich das gefunden hatte, was ich suchte, nämlich einen hungrigen Menschen.

Ich gab ihr einen Rubel und erinnere mich, daß ich sehr vergnügt darüber war, daß andere es gesehen hatten. Als die Alte dies sah, bat auch sie mich um Geld. Es war mir so angenehm, zu geben, daß ich, ohne erst nachzuforschen, ob es nötig sei oder nicht, auch der Alten etwas gab. Diese

geleitete mich bis hinter die Thür, und die Leute, welche im Korridor standen, hörten, wie sie mir dankte. Wahrscheinlich hatten die Fragen, welche ich über Not und Elend stellte, auch ihre Erwartungen rege gemacht, und so folgten uns einige von ihnen. Noch in dem Korridor begannen sie mich um Geld zu bitten. Es befanden sich unter den Bittenden ein paar offenbare Trunkenbolde, die einen unangenehmen Eindruck auf mich machten; nachdem ich jedoch der Alten einmal gegeben hatte, hatte ich kein Recht, diesen eine Gabe zu verweigern und ich begann auch unter sie Geld zu verteilen. Während ich noch dabei war, kamen noch weitere hinzu. In sämtlichen Quartieren entstand eine förmliche Bewegung. Auf den Treppen und Galerieen erschienen Leute, die mir mit den Blicken folgten. Als ich auf den Hof hinaustrat, kam von einer der Treppen rasch ein Knabe heruntergestürzt, der die Umherstehenden mit dem Ellenbogen auseinanderdrängte. Er schien mich nicht zu sehen und rief hastig:

„Der Agaschka hat er einen Rubel gegeben!“

Unten angekommen, schloß er sich der Menge an, die mir folgte. Ich trat auf die Gasse hinaus. Leute aller Art kamen hinter mir her und baten mich um Geld. Ich verteilte alles Kleingeld, das ich bei mir hatte, und trat in einen offenen Laden, dessen Inhaber ich bat, mir eine Zehnrubelnote zu wechseln. Jetzt geschah genau dasselbe, was auch im Ljapinschen Hause geschehen war. Ein schrecklicher Wirrwarr entstand. Alte Weiber, Edelleute, Bauern, Kinder drängten sich vor den Laden und hielten mir die Hände hin; ich gab immerzu, fragte auch einige nach ihrem Leben und machte mir Bemerkungen in mein Notizbuch. Der Krämer, der mit hochgezogenem Pelzkragen wie ein Götzenbild hinter dem Ladentische saß, warf von Zeit zu Zeit

einen Blick auf die Menge und schaute dann wieder gerade aus; er fühlte jedenfalls ebenso wie alle andern, daß es eine Dummheit war, was ich da that, doch konnte er das nicht offen sagen.

Im Ljapinschen Hause hatte mich das Elend und die Erniedrigung der Menschen betroffen gemacht, ich fühlte mich als Mitschuldigen an diesen Zuständen und hegte den Wunsch, besser zu werden. Jetzt hatte eine ganz ebensolche Scene auf mich einen durchaus anderen Eindruck gemacht: ich empfand erstens eine Abneigung gegen viele von denjenigen, welche mich umgaben, und zweitens eine Beunruhigung darüber, was wohl die Krämer und Hausknechte von mir dachten.

Als ich an diesem Tage nach Hause zurückkehrte, war mir durchaus nicht wohl ums Herz. Ich fühlte, daß das, was ich gethan hatte, albern und unsittlich war. Wie es jedoch immer zu sein pflegt, wenn das Innere des Menschen sich im Widerspruche mit sich selbst befindet, so redete ich auch diesmal sehr viel von dem begonnenen Werke, als ob ich durchaus nicht am Erfolge desselben zweifelte.

Am nächsten Tage begab ich mich allein zu den von mir notierten Personen, welche mir elender als die übrigen erschienen waren, und denen, wie ich glaubte, leichter zu helfen war. Wie ich bereits sagte, habe ich nicht einer einzigen von diesen Personen wirklich geholfen. Es erwies sich als weit schwieriger, ihnen zu helfen als ich angenommen hatte. Ob es nun wirklich nicht anders ging, oder ob nur ich die Sache nicht verstand, jedenfalls hatte ich alle diese Leute nur gereizt und keinem geholfen. Ich ging bis zum letzten Zähltage mehrmals nach dem Rschanowschen Hause, und jedesmal geschah genau dasselbe: ich wurde

von einer Menge bettelnder Menschen umlagert, zwischen denen ich mir ganz verloren vorkam. Ich sah, daß es unmöglich war, irgend etwas zu erreichen, weil ihrer allzu viele waren, und weil ich eben deshalb, daß ihrer so viele waren, eine Abneigung gegen sie empfand; aber auch einzeln genommen hatten sie nichts besonders Anziehendes für mich. Ich fühlte, daß jeder von ihnen mir die Unwahrheit oder wenigstens nicht die ganze Wahrheit sagte und in mir lediglich den offenen Geldbeutel sah, in den man nur hineinzulangen brauchte. Und sehr oft schien es mir, daß das Geld, welches er von mir verlangte, seine Lage nicht verbessern, vielmehr verschlimmern würde. Je öfter ich in jene Häuser ging, in je engeren Verkehr ich mich mit den Bewohnern derselben einließ, desto handgreiflicher erschien mir die Unmöglichkeit, für sie irgend etwas von bleibendem Werte zu thun, doch ließ ich gleichwohl bis zur letzten Zählung, die zur Nachtzeit stattfand, nicht ab von meinem Plane.

Dieser letzte Besuch ist mir in ganz besonders peinlicher Erinnerung. Bisher war ich meist allein gegangen, diesmal aber machten wir uns in einer Stärke von zwanzig Mann auf den Weg. Um sieben Uhr versammelten sich in meiner Wohnung alle diejenigen, die an diesem letzten nächtlichen Streifzuge teilnehmen wollten. Es waren fast lauter Unbekannte, Studenten zumeist, ein Offizier und zwei meiner Bekannten aus der großen Welt, die mit der landläufigen Wendung: „Die Sache muß sehr interessant sein!“ mich baten, sie unter die Volkszähler aufnehmen zu wollen.

Meine beiden Bekannten hatten ganz besondere Vorbereitungen getroffen. Sie trugen eine Art Jagdjoppen und hohe Reisestiefel, ein Kostüm, das ihnen für eine derartige

Unternehmung, die in ihren Augen mit einer Jagdpartie viel Ähnlichkeit hatte, als das geeignetste erschien. Auch ihre Notizbücher und Bleistifte hatten eine ungewöhnliche Form. Sie befanden sich in jener aufgeregten Stimmung, in der man etwa zum Duell, zum Kriege oder, wie gesagt, zur Jagd geht. An ihnen war die Ungereimtheit unserer falschen Lage ganz besonders zu erkennen, aber auch wir andern waren in der gleichen falschen Lage. Vor unserer Abfahrt fand eine Beratung statt, eine Art Kriegsrat darüber, wie die Sache anzufassen sei, wie wir uns zu verteilen hätten u. s. w. Unsere Beratung glich vollkommen den bekannten Versammlungen und Komiteesitzungen, in denen jeder spricht, nicht, um etwas Notwendiges zu sagen oder zu erfahren, sondern nur, um vor den andern nicht zurückzubleiben und eben auch etwas zu sagen. Nicht ein einziger sprach in jener Beratung von den Wohlthätigkeitszielen, über die ich zu ihnen allen so oft geredet hatte. So peinlich es mir auch war, so fühlte ich mich doch gedrungen, ihnen diese Wohlthätigkeitsziele ins Gedächtnis zu rufen d. h. sie zu bitten, daß sie bei Gelegenheit der Zählung sich auch alle diejenigen merken möchten, die sich in einer elenden Lage befänden. Alle hörten mich, wie es mir schien, mit einer gewissen Niedergeschlagenheit an und gaben mir mit Worten ihre Zusage; es lag jedoch auf der Hand, daß sie alle wußten, daß es eine Dummheit sei, was ich sagte, und daß nichts dabei herauskommen würde. Und sogleich begannen sie wieder von irgend etwas anderem zu sprechen.

Endlich brachen wir auf. Vor dem Rschanowschen Hause angekommen, traten wir in die Theeschenke ein. Die Kellner nahmen uns die Überröcke ab, und wir falteten unsere Mappen auseinander. Als man uns mitteilte, daß die Leute

im Hause von unserer Ankunft gehört hätten und die Quartiere verließen, baten wir den Wirt, das Thor schließen zu lassen, und begaben uns selbst in den Hof, um den Leuten zum Dableiben zuzureden, indem wir ihnen versicherten, daß niemand nach ihren Pässen fragen würde.

Ich erinnere mich des seltsamen und peinlichen Eindrucks, den der Anblick dieser aufgescheuchten Nachtlagerer auf mich hervorbrachte: in ihrer zerrissenen, unvollständigen Kleidung erschienen sie mir in der Dunkelheit des Hofes, bei der spärlichen Laternenbeleuchtung in übergroßer Gestalt; mit ihren erschreckten und infolge des Schreckens grausig anzuschauenden Gesichtern standen sie in dichter Gruppe um den übelriechenden Abort gedrängt, hörten unsere Versicherungen an, ohne denselben Glauben zu schenken, und waren offenbar wie ein Rudel gehetzten Wildes zu allem bereit, um nur unserer Verfolgung zu entgehen. Von den Herren dieser Welt, von der städtischen und ländlichen Polizei, von Richtern und Staatsanwälten ihr Leben lang gehetzt, nirgends ihres Lebens sicher, weder in der Stadt, noch auf dem Dorfe, weder in den Gassen, noch auf den Landstraßen, weder in den Schenken, noch in den Nachtquartieren, konnten sie unmöglich annehmen, daß diese Herren diesmal nur deshalb gekommen seien und die Thore versperrt hätten, um nichts weiter als eine Zählung vorzunehmen. Gerade so hätte man von den Hasen verlangen können, daß sie glaubten, die Hunde wären nur gekommen, um sie zu zählen, nicht, um sie zu jagen.

Die Thore wurden in der That geschlossen, und die alarmierten Hausbewohner begaben sich in die Quartiere zurück, in die wir ihnen, nachdem wir uns in Gruppen geteilt hatten, nunmehr folgten. Mit mir gingen die beiden vor-

nehmen Herren und zwei Studenten. Uns voran schritt Wanja mit der Laterne, im Paletot und in weißen Beinkleidern. Wir begaben uns in die mir bereits bekannten Quartiere. Die Leute, welche wir in denselben antrafen, waren mir nur zum Teil bekannt, die meisten Gesichter waren mir neu, und das Schauspiel, welches sich mir diesmal bot, war ungewohnter und grauenhafter, als selbst dasjenige, welches ich im Ljapinschen Hause gesehen hatte. Alle Quartiere waren bis obenan voll. In jeder Koje lag nicht eine, sondern zwei Personen. Grausig war dieser Anblick infolge der Enge, in welcher sich diese Menschen drängten, sowie infolge des Durcheinanders der beiden Geschlechter. Alle Weiber schliefen, total betrunken, mit den Männern zusammen. Viele Weiber schliefen samt ihren Kindern in den engen Kojen bei fremden Mannspersonen.

Es war ein schrecklicher Anblick, so viel Armut und Schmutz und Lumpen und Angst an einem Orte angehäuft zu sehen — schrecklich namentlich durch die überraschend große Anzahl von Menschen, welche sich in dieser Lage befanden. Ein Quartier wie das andere, und das dritte und zehnte und das zwanzigste ganz so wie das erste, und so fort bis ans Ende. Und überall derselbe Gestank, dieselbe stickige Luft, dieselbe Enge, dieselbe Vermischung der Geschlechter, dieselben sinnlos betrunkenen Männer und Weiber und dieselbe Demut, Ängstlichkeit und Schuldbewußtheit in allen Gesichtern. Und ich fühlte wieder jenen Schmerz und jene Scham, wie im Ljapinschen Hause, und ich begriff, daß das Werk, das ich begonnen hätte, thöricht und widerwärtig und darum unausführbar sei. Und ich schrieb diesmal keinen mehr auf und fragte auch nicht einen nach Not und Elend, denn ich wußte, daß nichts dabei herauskommen würde.

Ich war von schmerzlichen Empfindungen erfüllt. Im Lapinschen Hause war ich mir vorgekommen wie ein Mensch, der plötzlich am Leibe eines andern ein furchtbares Geschwür erblickt. Er bedauerte den andern, er empfindet Gewissensbisse darüber, daß er ihn früher nicht bedauert hat, und er kann noch daran denken, dem Kranken Hilfe zu bringen. Hier aber erschien ich mir wie ein Arzt, der mit seinen Salben und Arzeneien zu dem Kranken gekommen ist, sein Geschwür entblößt und aufgerissen hat und nun sich selbst eingestehen muß, daß alles dies umsonst gewesen ist, daß er dem Kranken mit seinen Salben einfach nicht zu helfen vermag.

Dieser letzte Besuch versetzte meinem Selbstbetrug den Todesstoß. Ich war mir nun vollkommen klar darüber, daß das von mir begonnene Werk nicht nur thöricht, sondern auch unsittlich war. Aber obwohl ich das bereits wußte, glaubte ich doch nicht sogleich die ganze Angelegenheit fallen lassen zu dürfen, und zwar erstens deshalb, weil ich durch meinen Aufsatz, meine Besuche und meine Versprechungen die Erwartungen der Armen rege gemacht hatte, und zweitens deshalb, weil ich, gleichfalls durch meinen Aufsatz und durch meine Gespräche das Mitgefühl der Wohlthäter hervorgerufen hatte, von denen mir ja viele ihre Unterstützung durch Geld und durch Bemühungen anderer Art zugesagt hatten. Und ich erwartete, daß sich sowohl die einen wie die andern an mich wenden würden, damit ich ihnen nach bestem Wissen und Können Rechenschaft ablegte.

Was zunächst die Notleidenden und Bedürftigen anlangt, so habe ich über ihr Verhalten das Folgende zu sagen. Ich erhielt über hundert Briefe und Gesuche alle ohne Ausnahme von

jenen verarmten „Reichen," wenn ich mich so ausdrücken darf. Einige von ihnen besuchte ich, andere ließ ich ohne Antwort. Nirgends habe ich nachhaltig geholfen. Die Leute, welche sich an mich wandten, hatten alle einst den privilegierten Kreisen angehört — ich nenne so jene Kreise, deren Mitglieder mehr von anderen empfangen, als sie geben; sie hatten ihre Stellung in jenen Kreisen verloren und wünschten sie wiederum zu erhalten. Der Eine brauchte unumgänglich notwendig zweihundert Rubel, um sein schlechtgehendes Geschäft auf die Beine zu bringen und die begonnene Erziehung seiner Kinder zu beendigen; ein Zweiter wollte ein photographisches Atelier errichten, ein Dritter seine Schulden bezahlen und seine verpfändeten Wertsachen auslösen, ein Vierter brauchte notwendig ein Pianoforte, um sich in der Musik zu vervollkommnen und seine Familie durch Erteilung von Musikstunden zu ernähren. Die meisten gaben keine bestimmte Geldsumme an, sondern baten nur schlechtweg um Hilfe, als es sich jedoch darum handelte, ihre Bedürfnisse festzustellen, da wuchsen diese Bedürfnisse um so höher, je größer die ihnen zugewiesene Unterstützung war, und es war einfach unmöglich, sie voll und ganz zufrieden zu stellen. Ich wiederhole nochmals, daß die Sache vielleicht deshalb eine solche Wendung nahm, weil ich sie falsch angefaßt hatte, aber ich kann eben nur meine Erfahrung dahin aussprechen, daß ich niemandem geholfen habe, so sehr ich auch in einigen Fällen bemüht gewesen bin, dies zu thun.

Was die Mitwirkung der von mir für die Sache gewonnenen Wohlthäter anlangt, so geschah etwas für mich höchst Unerwartetes und Sonderbares. Von allen denjenigen Personen, welche mir eine Geldunterstützung, sogar in festgesetzter Höhe, zugesagt hatten, hat mir keine einzige

auch nur einen Rubel zur Verteilung unter die Armen übergeben. Nach den Versprechungen, die mir gemacht worden waren, hatte ich auf etwa dreitausend Rubel gerechnet, aber von allen jenen Leuten erinnerte sich nicht ein einziger der früheren Gespräche, schickte mir keiner auch nur eine Kopeke. Nur die Studenten übergaben mir das Geld, welches ihnen als Gebühr für die Zählungsarbeiten ausgezahlt worden war; ich glaube, es waren ganze zwölf Rubel. So hatte sich meine Mühe und Arbeit, bei der ich die Unterstützungsgelder nach Zehntausenden und die aus Elend und Laster Errettеten nach Hunderten und Tausenden zu zählen gedachte, darauf reduziert, daß ich aufs Geratewohl etliche Zehner von Rubeln an die ersten Besten, die sie von mir erbaten, verteilte, und daß ich noch die von den Studenten geopferten zwölf Rubel sowie die mir selbst für die Zählungsarbeit vom Stadtrat zugebilligten fünfundzwanzig Rubel in Händen hatte.

Die Zählung war lange vollendet. Kurz vor meiner Abreise aufs Gut, am Sonntag vor der Butterwoche, begab ich mich früh morgens nach Rschanows Haus, um mich von den 37 Rubeln, die ich noch in Händen hatte, zu befreien und sie unter die Armen des Hauses zu verteilen. Ich besuchte die Bekannten in den Quartieren und fand dort nur einen kranken Menschen, dem ich fünf Rubel gab. Weitere Unterstützungsbedürftige waren nicht vorhanden, obwohl mich viele um Geld baten. Ich hatte jedoch beschlossen, mich mit Iwan Fedotytsch, dem Wirt der Theeschenke, zuvor darüber zu beraten, wem ich die mir noch verbliebenen 32 Rubel geben sollte. Es war der erste Tag der Butterwoche. Alles war geputzt, alles satt, und viele bereits betrunken. Auf dem Hofe stand ein alter Mann im zerrissenen Kittel und in

Bastschuhen, offenbar ein Lumpensammler, der seine Beute von allerhand Lederstückchen, Eisenresten u. s. w. in einem Korbe geborgen hatte und mit schöner, kräftiger Stimme ein lustiges Lied sang. Ich ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein. Er war siebzig Jahre alt und unverheiratet; als ich nach seinem Gewerbe fragte, klagte er durchaus nicht, sondern sagte, er habe stets genug zu essen und zu trinken. Ich fragte ihn, ob es im Hause Notleidende gäbe. Er ward fast ärgerlich über meine Frage und sagte, es gäbe überhaupt keine Notleidenden, außer Trunkenbolden und Faulenzern. Als er jedoch hörte, daß ich gekommen sei, um Geld zu verteilen, bat er mich sogleich um einen Fünfer und eilte in die Theeschenke, um ihn zu vertrinken.

Ich ging gleichfalls in die Schenke zu Iwan Fedotytsch, um ihn zu bitten, daß er die Verteilung des Restgeldes übernehmen möchte. Die Schenke war voll von Menschen; geputzte Mädchen in Festkleidern huschten von Thür zu Thür; alle Tische waren besetzt; es gab bereits viele Betrunkene, und in dem kleinen Zimmer spielte eine Ziehharmonika und tanzte ein Pärchen. Iwan Fedotytsch verbot ihnen aus Rücksicht auf mich das Tanzen und setzte sich zu mir an ein freies Tischchen. Ich sagte ihm, daß man mir eine kleine Geldsumme zur Verteilung an bedürftige Leute übergeben habe und fragte, ob er mir nicht diejenigen Mieter im Hause nennen könnte, welche die größte Not litten. Der gute Iwan Fedotytsch — er gehört jetzt zu den Toten — verließ einen Augenblick trotz des lebhaften Geschäftes das Buffet, um meine Wünsche zu hören. Er wurde auf meine Frage hin nachdenklich und schien im Zweifel, was er mir antworten sollte. Ein alter Kellner, der gehört hatte, um was es sich handelte, trat zu uns heran, um an unserer Beratung teilzunehmen.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Sie nahmen einen von den Mietern nach dem andern vor, konnten jedoch nicht einig werden.

„Da wäre die Paramonowna," meinte der Kellner.

„Ganz recht," entgegnete Iwan Fedotytsch, „es kommt vor, daß sie nichts zu essen haben. Aber sie sind liederlich."

„Was thut's? Sie sind doch immer notleidend. Da ist auch Spiridon Iwanowitsch, der hat viele Kinder."

Aber Iwan Fedotytsch hatte auch bei Spiridon Iwanowitsch seine Bedenken.

„Auch Akulina ist sehr arm, aber die bekommt schon was. Und dann wäre noch der Blinde."

Von dem Blinden wollte ich jedoch selbst nichts wissen. Es war das ein Greis von achtzig Jahren, ohne Verwandte. Man sollte meinen, daß es kaum ein traurigeres Menschenschicksal geben könne, und nun hatte ich diesen Blinden soeben auf den Federkissen seines hohen Bettes liegen sehen, ganz betrunken und in einem fürchterlichen Baßton seiner verhältnismäßig jungen Kojengenossin die gemeinsten Schimpfwörter an den Kopf werfend.

Es wurde noch ein Knabe ohne Arme samt seiner Mutter genannt. Iwan Fedotytsch nahm an der Angelegenheit einen sehr regen Anteil, wußte er doch, daß alles, was ich auch geben würde, in seine Kasse wandern würde. Ich hatte es jedoch eilig, meine zweiunddreißig Rubel los zu werden, und so verteilten wir sie ohne große Umstände an die einen und andern.

Die meisten der Beschenkten waren anständig gekleidet, und wir brauchten nicht weit nach ihnen zu gehen, denn sie befanden sich mit uns in der Schenke. Der Bursche ohne Arme stellte sich uns in hohen Faltenstiefeln, einem roten Hemd und einer neuen Weste vor.

Dies war das Ende meiner Thätigkeit als Menschenbeglücker, und ich fuhr in mein Dorf, ganz aufgebracht über die andern, wie das immer zu sein pflegt, wenn man selbst eine Thorheit oder Schlechtigkeit begangen hat. Mein Wohlthätigkeitsplan war auf ein Nichts hinausgelaufen. Aber wenn auch meine Thätigkeit ein Ende gefunden hatte, so war ich doch mit den Gedanken und Empfindungen, welche dieselbe in mir hervorgerufen hatte, nicht nur nicht am Ende, sondern die innere Arbeit begann nun erst recht mit verdoppelter Kraft.

Was war eigentlich geschehen?

Ich hatte viele Jahre meines Lebens auf dem Lande zugebracht und war dort mit den Armen des Dorfes in Verbindung getreten. Nicht, um mich selbst zu erniedrigen — denn ich halte die Selbsterniedrigung für schlimmer als den Stolz — sondern einzig deshalb, um die Wahrheit zu sagen, welche zum Verständnis des ganzen seelischen Prozesses, der in mir vor sich ging, unerläßlich ist, spreche ich es hier aus, daß ich im Dorfe nur sehr wenig für die Armen gethan habe, aber die Anforderungen, welche an mich gestellt wurden, waren so bescheidener Art, daß auch dieses Wenige den Leuten Nutzen brachte und rings um mich eine Atmosphäre der Liebe und des herzlichen Einvernehmens erzeugte, in welcher ich immerhin das nagende Gefühl, das bisweilen beim Nachdenken über mein Leben in meiner Seele erwachte, zu beschwichtigen vermochte.

Nachdem ich meinen Aufenthalt in der Stadt genommen hatte, glaubte ich mein Leben in durchaus gleicher Weise fortführen zu können. Hier aber lernte ich eine Not von ganz anderer Art kennen, als die Not der Dorfbe-

wohner gewesen war. Die Not der Stadt war sowohl unaufrichtiger, als auch anspruchsvoller und grausiger als die Not des Dorfes. Was aber die Hauptsache war: Es war so viel dieser Not an einem einzigen Orte zusammengehäuft, daß sie auf mich einen geradezu erschreckenden Eindruck machte. Das, was ich im Ljapinschen Hause gesehen, ließ mich sogleich vom ersten Moment an empfinden, daß das Leben, welches ich führte, ein verwerfliches war. Diese Empfindung war durchaus aufrichtig und sehr lebhaft. Trotz dieser Lebhaftigkeit und Aufrichtigkeit jedoch war ich in der ersten Zeit so schwach, daß ich vor der Umwandlung meines Lebens, welche mir jene Empfindung als notwendig erscheinen ließ, ängstlich zurückschreckte und einen Mittelweg einzuschlagen versuchte. Ich glaubte dem, was mir alle sagten, und was, so lange die Welt steht, von allen behauptet worden ist, daß nämlich Reichtum und Üppigkeit durchaus nichts übles an sich hätten, daß der Reichtum von Gott gegeben sei, daß man sehr wohl im Reichtum weiter leben dürfe und doch dabei den Notdürftigen beistehen könne.

Ich glaubte diesen Behauptungen und versuchte es, mich nach ihnen zu richten. Ich schrieb jenen Aufsatz, in welchem ich alle Reichen zur Hilfeleistung aufrief. Diese Reichen hielten sich alle für „moralisch verpflichtet“, mir beizustehen, aber in ihrem Wollen oder Können lag offenbar ein Grund, der sie verhinderte, für die Armen etwas zu thun oder zu geben.

Ich begann bei den Armen Besuche zu machen und sah nun etwas, was ich niemals zu sehen erwartet hatte. Einerseits sah ich in diesen „Höhlen“, wie ich mich ausdrückte, Leute, die zu unterstützen für mich unthunlich war, weil sie Arbeiter waren, die Mühen und Entbehrungen ge-

wöhnt waren und daher im Leben weit fester standen als ich; andererseits sah ich Unglückliche, denen ich nicht helfen konnte, weil sie ganz ebensolche Menschen waren wie ich. Die Mehrzahl der Unglücklichen, die ich gesehen hatte, waren nur deshalb unglücklich, weil sie die Fähigkeit, die Lust und die Gewohnheit, ihr Brot selbst zu verdienen, verloren hatten, d. h. ihr Unglück bestand darin, daß sie ganz ebensolche Menschen waren wie ich.

Solche Unglückliche, denen man sogleich hätte helfen können — Kranke, Hungrige, Frierende — habe ich, abgesehen von der einzigen hungernden Agafia, überhaupt nicht gefunden. Und ich überzeugte mich davon, daß bei der weiten Entfernung, welche mich von dem Leben dieser Menschen, denen ich helfen wollte, trennte, ich schwerlich jemals solche Unglückliche antreffen würde, weil nämlich jegliche wahrhafte Not immer bereits durch ebendieselben Menschen beseitigt wird, in deren Mitte jene Unglücklichen leben. Und so überzeugte ich mich denn, was die Hauptsache ist, daß ich mit Geld dieses unglückliche Leben, welches jene Menschen führen, nicht abzuändern vermochte. Ich überzeugte mich davon ganz fest und unumstößlich, aus falscher Scham jedoch und im falschen Glauben an meine eigene Tugend und Güte fuhr ich ziemlich lange in meinen thörichten Bemühungen fort, bis diese sich von selbst in ein Nichts auflösten und ich schließlich die letzten siebenunddreißig Rubel zur Verteilung an die ersten Besten dem Schenkstubenwirt im Rschanowschen Hause übergab, um nur überhaupt dieses Geld loszuwerden.

Ich hätte natürlich das begonnene Werk weiter fortführen und vielleicht ein Muster von Wohlthätigkeitsanstalt ins Leben rufen können; ich hätte diejenigen, welche mir Geld versprochen hatten, so lange drängen können, bis sie

mir dasselbe bezahlten, hätte noch mehr als dies zusammengebracht und verteilt und mich an meiner eigenen Herzensgüte erfreuen können; aber ich sah andererseits, daß wir Reichen soviel eigene Bedürfnisse haben, daß wir weder imstande sind, noch Lust dazu verspüren, einen Teil unseres Überflusses an die Armen abzugeben, und daß, wenn wir wirklich den Armen Gutes thun und nicht bloß, wie ich das in der Rschanowschen Theestube gethan, mit Geld um uns werfen wollen, eigentlich niemand da ist, der das Geld zu bekommen hätte. Und ich ließ meinen Plan einfach fallen und begab mich, Verzweiflung im Herzen, in mein Dorf.

Hier gedachte ich einen Aufsatz über alles das, was ich beobachtet hatte, niederzuschreiben und in demselben darzulegen, weshalb mein Unternehmen nicht gelungen war. Ich wollte mich gegenüber den Vorwürfen rechtfertigen, die mir wegen meines Aufsatzes über die Volkszählung gemacht worden waren, wollte die Gleichgültigkeit der besseren Gesellschaft tadeln, wollte die Ursachen nachweisen, die zur Entwickelung des städtischen Elends führen, und endlich die Notwendigkeit, diesem Elend entgegenzuarbeiten, und die Mittel, die ich dazu für geeignet hielt, darlegen.

Ich hatte den Aufsatz damals bereits begonnen, und es schien mir, daß ich in demselben sehr viel Wichtiges sagen würde. So sehr ich mich mit demselben auch abquälte, kam ich doch trotz der Überfülle des Materials damit nicht zurecht, und zwar war einerseits die Erregung daran schuld, unter deren Einfluß ich mich befand, und andererseits der Umstand, daß ich noch nicht alles, was notwendig war, gehörig durchlebt hatte, um den richtigen Standpunkt in der Sache einzunehmen, namentlich aber, daß ich die Ursache alles dessen noch nicht klar genug erkannte — diese sehr

einfache Ursache, die in mir selbst ihren Sitz hatte. So blieb der Aufsatz, wie gesagt, bis zu diesem Jahre unvollendet.

Es giebt im Gebiete der Sittlichkeit eine auffallende Erscheinung, die gleichwohl nur wenig beachtet wird.

Wenn ich einem Menschen, der bis dahin unwissend war, dasjenige mitteile, was mir aus der Geologie, der Astronomie, der Geschichte, Physik, Mathematik bekannt ist, so erhält dieser Mensch durchaus neue Vorstellungen, und er wird niemals zu mir sagen: „Ja, was ist denn daran neu? Das weiß ja jedermann, und auch ich weiß es längst.“ Man teile jedoch einem Menschen eine noch so hohe, noch so klare, noch so scharf und originell ausgedrückte sittliche Wahrheit mit, und sogleich wird dieser Mensch mit den Worten bei der Hand sein: „Ja, wer weiß denn das nicht? Das ist ja längst ausgesprochen, längst gesagt worden.“ Und je tiefer dieser Mensch steht, je weniger er sich für sittliche Fragen überhaupt interessiert, je weniger die betreffende Wahrheit nach seinem Geschmack ist, desto bestimmter wird er das aussprechen. Ihm scheint es in der That, daß das längst in ganz derselben Form gesagt worden ist. Nur diejenigen, denen überhaupt sittliche Wahrheiten wertvoll und teuer sind, wissen, wie wichtig und kostbar, und mit wie mühevoller Arbeit verbunden die Aufhellung und Darlegung einer sittlichen Wahrheit ist. Nur sie begreifen den Übergang derselben aus dem dunklen, unbestimmten, halbewußten Gebiete der Vermutungen und Begehrungen, der unzusammenhängenden und allgemein gehaltenen Ausdrücke in eine bestimmte, genau festgesetzte Ausdrucksform, die unweigerlich die Übereinstimmung der That mit dem Worte verlangt.

Wir haben uns alle an den Gedanken gewöhnt, daß die sittliche Unterweisung eine höchst abgeschmackte und arm-

selige Sache sei, die nichts Neues und Interessantes zu bieten vermöge; und doch hat das ganze menschliche Leben mit all seinen so verwickelten und mannigfaltigen, scheinbar mit der Sittlichkeit durchaus nicht zusammenhängenden Erscheinungen, mit seiner staatlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen und gewerblichen Thätigkeit kein anderes Ziel, als dasjenige der stetig fortschreitenden Aufhellung, Befestigung, Vereinfachung und Zugänglichmachung der sittlichen Wahrheit.

Ich erinnere mich, daß ich einst in Moskau auf der Straße ging und vor mir einen Menschen aus einem Hause heraustreten sah, der die Steine des Trottoirs aufmerksam betrachtete, dann einen derselben aussuchte, auf demselben niederhockte und, wie mir schien, ihn mit aller Kraft und Anstrengung zu reiben oder zu schaben begann.

„Was mag er nur mit dem Steine da vorhaben?“ fragte ich mich. Ich ging ganz dicht an ihn heran und sah, was dieser Mensch that: es war ein Fleischergeselle, der sein Messer an dem Trottoirstein wetzte. Er dachte durchaus nicht an die Steine, als er dieselben betrachtete, und als er dann sein Vorhaben ausführte — er wetzte einfach sein Messer. Er mußte dieses Messer wetzen, um das Fleisch schneiden zu können, und ich hatte geglaubt, daß er irgend etwas mit den Trottoirsteinen vorhabe. Ganz ebenso scheint es auch nur, daß die Menschheit mit Handel und Gewerbe, mit Kriegen und Verträgen, mit Wissenschaften und Künsten beschäftigt ist; nur eine einzige Sache ist für sie von Wichtigkeit, und nur diese eine Sache betreibt sie: sie sucht sich über diejenigen sittlichen Gesetze, nach denen sie lebt, klar zu werden. Die sittlichen Gesetze sind schon vorhanden, die Menschheit sucht sich dieselben nur klar zu machen, und diese Aufklärungsarbeit ist nur für denjenigen unwichtig und

gleichgültig, der eines sittlichen Gesetzes nicht bedarf und nicht nach demselben leben mag. Diese Aufklärung über das sittliche Gesetz ist nicht nur die Hauptarbeit, sondern überhaupt die einzige Arbeit der gesamten Menschheit. Diese Arbeit ist nur in dem Sinne gleichgültig, wie etwa der Unterschied zwischen einem stumpfen und einem scharfen Messer gleichgültig ist. Ein Messer bleibt immer ein Messer, und wer mit demselben nicht zu schneiden braucht, für den bleibt der Unterschied, ob es scharf oder stumpf ist, unwichtig und gleichgültig. Für denjenigen aber, der begriffen hat, daß sein ganzes Leben davon abhängt, ob das Messer schärfer oder stumpfer ist, für den ist jede Schärfung desselben von Wichtigkeit, und er weiß, daß diese Schärfung kein Ende hat, und daß das Messer nur dann ein Messer ist, das seinen Namen verdient, wenn es scharf genug ist, um alles zu schneiden, was damit geschnitten werden soll.

Ich machte diese Erfahrungen an mir selbst, als ich jenen Aufsatz zu schreiben begann. Es schien mir, daß ich hinsichtlich jener Fragen, welche die Erlebnisse im Ljapinschen Hause und bei der Volkszählung in mir angeregt hatten, alles wisse und alles begreife; als ich jedoch den Versuch machte, mir über diese Fragen Rechenschaft zu geben und sie darzulegen, da zeigte es sich, daß das Messer nicht schneiden wollte und daß es geschärft werden mußte. Und erst jetzt, nach drei Jahren, fühlte ich, daß mein Messer so weit gewetzt war, daß es dasjenige zerschnitt, was ich zerschneiden wollte. Ich habe dabei nur wenig Neues in Erfahrung gebracht. Alle meine Gedanken waren von Anfang an dieselben, nur waren sie anfangs stumpfer, lockerer und nicht auf das Eine gerichtet; es fehlte ihnen, wie gesagt, die Schärfe und die Konzentrierung zu dem einfachen und klaren Schluß, zu dem sie jetzt gebracht sind.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL·DRESDEN

Ich erinnere mich, daß ich während der ganzen Dauer meines erfoglosen Versuches, den unglücklichen Stadtbewohnern Hilfe zu bringen, mir selbst wie ein Mensch vorkam, der einen andern aus dem Sumpf ziehen möchte und dabei selbst auf moorigem Grunde steht. Jede Anstrengung von meiner Seite ließ mich die Unsicherheit des Bodens fühlen, auf welchem ich stand. Ich fühlte, daß ich selbst im Sumpfe steckte, aber dieses Gefühl veranlaßte mich damals gleichwohl nicht, genauer unter meine Füße zu sehen, um zu erkennen, worauf ich stand; ich suchte immer nur äußere Mittel, um dem außer mir existierenden Übel abzuhelfen.

Ich fühlte damals, daß ich ein schlechtes Leben führte, und daß ich so nicht weiter leben durfte. Dies veranlaßte mich jedoch nicht zu der einfachen und klaren Folgerung, daß ich eiu besseres Leben beginnen müsse, sondern ich zog daraus den eigentümlichen Schluß, daß ich, um selbst ein besseres Leben zu führen, das Leben anderer verbessern müsse. Ich lebte in der Stadt und wollte das Leben von Stadtleuten verbessern, doch überzeugte ich mich bald davon, daß ich dazu nicht imstande sei, und ich begann mich nunmehr in die Eigentümlichkeiten des städtischen Lebens und der Armut hineinzudenken.

Was ist dieses städtische Leben und diese städtische Armut? Weshalb konnte ich, der ich in der Stadt lebte, den städtischen Armen nicht helfen? So fragte ich mich immer wieder. Die Antwort, die ich mir gab, lautete dahin, daß ich deshalb nichts für sie thun konnte, weil ihrer erstens allzuviel an einem Orte angehäuft waren, und weil zweitens diese städtischen Armen durchaus nicht von der Art waren, wie die Armen im Dorfe. Weshalb gab es ihrer hier so viel und worin bestand ihr Unterschied von den Dorfarmen?

Beide Fragen sind durch eine einzige Antwort erledigt. Es sind ihrer deshalb in der Stadt so viele, weil sich hier um die Reichen diejenigen Leute sammeln, die auf dem Dorfe nichts zu essen haben, und ihre Eigentümlichkeit besteht darin, daß diese Leute vom Dorfe nach der Stadt gekommen sind, um ihren Lebensunterhalt zu finden, d. h. sich satt zu essen; und wenn es Stadtarme giebt, die in der Stadt geboren sind, so sind jedenfalls deren Väter oder Großväter nach der Stadt gekommen, um in derselben ihren Lebensunterhalt zu finden. Was heißt das nun aber: „seinen Lebensunterhalt in der Stadt finden?“ Wenn man sich in diese Worte vertieft, so findet man in denselben einen ganz absonderlichen Sinn, der fast auf einen Witz hinausläuft. Vom Dorfe also, d. h. von denjenigen Örtern, an denen es Wälder und Wiesen, Getreide und Vieh giebt, an denen aller Reichtum der Erde aufgehäuft ist — von diesen Örtern kommen die Menschen an denjenigen Ort, an dem es weder Bäume, noch Gras, noch überhaupt Äcker giebt, sondern einzig Steine und Staub!

Was bedeuten diese Worte: „seinen Lebensunterhalt in der Stadt suchen,“ welche beständig als etwas durchaus Klares und Verständliches teils von denjenigen, welche den Unterhalt suchen, teils von denen, die ihn gewähren, im Munde geführt werden?

Ich erinnere mich all der Hunderte und Tausende von Stadtleuten — teils solcher, die behaglich, teils solcher, die ärmlich lebten — mit denen ich darüber gesprochen habe, weshalb sie eigentlich in die Stadt gekommen sind. Und sie sagten mir alle ohne Ausnahme, daß sie deshalb vom Dorfe hierhergekommen wären, um ihren Unterhalt zu finden, daß „Moskau nicht säe und nicht ernte und doch herrlich und in Freuden lebe,“ daß in Moskau Überfluß sei an allem, und

daß man nur in Moskau das Geld erwerben könne, welches man im Dorfe brauche, um ein Haus, oder ein Pferd, oder Getreide, oder andere notwendige Dinge anzuschaffen. Nun ist doch aber das Dorf die Quelle aller Reichtümer, dort nur sind alle Schätze der Erde, sind Wald und Getreide und Pferde zu haben. Weshalb denn erst in die Stadt gehen, um das zu erhalten, was das Dorf selbst bietet? Und weshalb vor allem alle jene Dinge, die der Dorfbewohner nötig hat — Mehl, Hafer Pferde, Vieh — überhaupt in in die Stadt bringen?

Hundertmal ersah ich aus den Gesprächen, welche ich über diesen Gegenstand mit den zugezogenen Dorfbewohnern führte, sowie aus meinen eigenen Beobachtungen, daß die Anhäufung jener in den Städten teils gezwungen ist, indem sie sich auf andere Weise nicht zu ernähren vermögen, teils freiwillig, indem sie sich von den Lockungen des Stadtlebens verführen lassen. Es steht fest, daß die Lage der Bauern eine dartige ist, daß sie, um die Ansprüche zu befriedigen, welche an sie im Dorfe gestellt werden, ihr Getreide und Vieh nach der Stadt verkaufen müssen, dasselbe Getreide und dasselbe Vieh, welches, wie sie wohl wissen, sie bald wieder nötig brauchen und gezwungenerweise in der Stadt zurückkaufen werden. Es steht jedoch ebenso fest, daß der verhältnismäßig leichtere Geldverdienst und das lustige Leben in der Stadt den Landbewohner hierher lockt, und daß er unter dem Vorwande, seinen Unterhalt zu suchen, oftmals nur deshalb nach der Stadt geht, um leichtere Arbeit zu finden, besser zu essen, dreimal täglich Thee zu trinken, den Stutzer zu spielen, sich zu betrinken und ein ausschweifendes Leben zu führen.

Die Ursache der einen wie der andern Erscheinung ist

ein und dieselbe: sie liegt in dem Übergang der Reichtümer aus den Händen der Produzenten in diejenigen der Nichtproduzenten und in der Anhäufung derselben in den Städten. Kaum ist der Herbst angebrochen und der Reichtum des Jahres in den Dörfern eingesammelt, so treten sogleich allerhand Anforderungen an den Dorfbewohner heran: Staatssteuern und Grundabgaben werden eingetrieben, die Rekrutierung beginnt. Dazu kommen die Schenken, die Hochzeiten, die Feiertage mit ihrem Anreiz zum Laster. Allerhand Händler erscheinen auf den Dörfern, und der Vorrat an Getreide und Früchten und Vieh — Roggen und Hafer, Buchweizen und Erbsen, Flachs und Hanf, Leinsamen und Hanfsamen, Butter, Eier und Hühner, Kälber und Kühe, Schwarzvieh und Pferde — alles geht in die Hände fremder Menschen über, wird zunächst in die Landstädte und von diesen in die Hauptstädte gebracht. Der Dorfbewohner muß alle diese Dinge hingeben, um die an ihn gestellten Ansprüche und sein eigenes Vergnügungsbedürfnis zu befriedigen, und nachdem er seine Reichtümer hingegeben, muß er selbst Not und Mangel leiden, die zu beseitigen, er dahin gehen muß, wohin ihm bereits seine Schätze vorangegangen sind. Dort sucht er nun teils das Geld zu erlangen, dessen er zur Befriedigung seiner hauptsächlichsten Bedürfnisse bedarf, teils macht er, von den Lockungen der Stadt verführt, sich selbst in Gemeinschaft mit den anderen jene angehäuften Reichtümer zu nutze.

Überall in ganz Rußland — und ich glaube, nicht in Rußland allein, sondern in der ganzen Welt — geschieht in dieser Hinsicht ganz genau dasselbe. Die Reichtümer der ländlichen Produzenten gehen in die Hände der Händler, Grundbesitzer, Beamten, Fabrikanten über, und die Leute,

welche sich diese Reichtümer aneignen, wollen natürlich von denselben Nutzen ziehen. Das aber können sie nur in der Stadt in vollem Umfange zur Ausführung bringen. Erstens nämlich sind auf dem platten Lande, dessen Bewohner sehr zerstreut wohnen, die mannigfachen Bedürfnisse der Reichen nicht so leicht zu befriedigen, es fehlt da an allerhand Professionisten, Kaufläden, Banken, Gasthäusern und Vergnügungslokalen. Zweitens fällt auf dem Dorfe eins der Hauptvergnügen fort, welche der Reichtum gewährt, nämlich die Befriedigung des Ehrgeizes und der Sucht, andere in dieser oder jener Hinsicht zu überflügeln. Auch daran ist der Umstand schuld, daß die Landbewohner so weit auseinanderwohnen. Und wer verstände sich wohl auf dem Lande darauf, all die Herrlichkeiten eines üppigen Lebens, die Pracht der Wohnungen, die Gemälde und Broncen, die Equipagen und Toiletten zu bewundern? Der Bauer weiß alle diese Dinge nicht zu beurteilen und zu schätzen. Ja der Besitz solcher Dinge ist für einen Menschen, der noch Gewissen besitzt oder von furchtsamer Natur, auf dem Dorfe sogar unangenehm und gefährlich. Es ist auf dem Dorfe etwas peinlich und heikel, sich in Milch zu baden oder zu junge Hunde mit Milch zu füttern, während die Kinder des Nachbars keine Milch haben; es ist peinlich und heikel, Pavillons und Treibhäuser mitten unter Menschen anzulegen, die in schmutzigen, ungeheizten Lehmhütten wohnen. Es giebt auf dem Dorfe keine genügende Polizei, welche die dummen Bauern nötigenfalls zur Vernunft bringt, wenn sie etwa in ihrer Thorheit alle diese schönen Dinge zerstören.

Und darum thun sich die reichen Leute zusammen und schließen sich an ebensolche reiche Leute mit gleichen Bedürfnissen in den Städten an, wo die Befriedigung aller solcher Luxusbedürfnisse durch eine zahlreiche Polizei voll-

kommen geschützt ist. Die eigentlichen Urbewohner dieser Städte sind die staatlichen Beamten; in ihrer Nähe haben sich zunächst zahlreiche Handwerksmeister und Gewerbsleute niedergelassen, und ihnen schließen sich nun auch die Reichen an. Dort braucht der reiche Mann nur in Gedanken einen Wunsch zu hegen, und sogleich wird derselbe erfüllt werden. Dort kann er auch seinen Ehrgeiz befriedigen, kann er sich mit seinen Nachbarn im Luxus messen, findet er Leute, die er in Erstaunen setzen und in den Schatten stellen kann. Namentlich aber wird der reiche Mann das Leben in der Stadt deshalb angenehmer finden, weil er nicht mehr jenes peinigende, unangenehme Gefühl hat, das er bei seinem üppigen Leben auf dem Dorfe empfand; es wird ihm im Gegenteil peinlich sein, wenn er nicht üppig leben, nicht auf dem gleichen Fuße existieren kann, auf welchem seine Standesgenossen existieren.

Was auf dem Lande beängstigend und peinlich erschien, das erscheint in der Stadt ganz natürlich. Unter dem Schutze der Gewalt genießen die in der Stadt angesiedelten Reichen in Ruhe alles das, was vom Dorfe hierher gebracht worden ist. Und hierher muß nun der Dorfbewohner sich wenden, um teils sich von den Brosamen zu ernähren, die von den Tischen der Reichen fallen — dieser Reichen, die in einem Festschmaus ohne Ende dasjenige verzehren, was jenen abgenommen worden — teils um sein eigenes Leben gleichfalls so einzurichten, daß er selbst weniger arbeite und mehr Nutzen von fremder Arbeit zieht, ein Wunsch, der bei dem Anblick des wohlgesicherten und geschützten und von aller Welt gebilligten Luxusleben der Reichen ganz naturgemäß in ihm erwachen muß.

Und so zieht er denn in die Stadt und läßt sich neben den Reichen nieder, indem er mit allen Mitteln das, was

er notwendig braucht, von ihnen zurückzuerlangen sucht, und indem er sich allen jenen Bedingungen unterwirft, welche die Reichen ihm stellen. Er trägt mit bei zur Befriedigung aller ihrer Launen; er bedient sie in der Badestube und im Gasthaus, fährt sie als Droschkenkutscher, überläßt ihnen seine Tochter als Prostituierte, fertigt für sie Equipagen und Spielzeug und Modeartikel und lernt von ihnen nach und nach ganz ebenso leben, wie sie selbst leben — nicht durch Arbeit, sondern durch allerhand Kniffe und Listen, durch welche er andern die von ihnen angehäuften Reichtümer entlockt, und so fällt er der Verführung anheim und geht zu Grunde. Und diese durch den städtischen Reichtum verdorbene Bevölkerung ist der Urquell jenes städtischen Elends, dem ich abhelfen wollte und doch nicht abhelfen konnte.

Und in der That, man braucht sich nur hineinzudenken in die Lage dieser Dorfbewohner, die in die Stadt kommen, um das zur Bezahlung ihrer Steuern oder zur Anschaffung von Saatgetreide notwendige Geld zu verdienen, die nun sehen, wie rings um sie Tausende sinnlos verschwendet und Hunderte mit leichtester Mühe verdient werden, während sie selbst für schwere, harte Arbeit in Kopeken bezahlt werden — und man wird sich nur darüber wundern können, daß noch so viele von diesen Leuten ehrliche Arbeiter bleiben, und daß sie sich nicht alle auf irgend eine leichtere Art des Beutemachens legen — etwas auf den Handel, die Aufkauferei, das Betteln, die Unsittlichkeit, den Betrug oder selbst den Raub.

Wohl haben wir, die wir teilnehmen an jenem Festschmaus ohne Ende, der in den Städten beständig gefeiert wird, uns so sehr an unsere Lebensweise gewöhnt, daß wir

es durchaus natürlich finden, wenn ein einzelner Mensch allein fünf große Zimmer bewohnt, zu deren Heizung soviel Birkenholz notwendig ist, als für zwanzig Familien zur Erwärmung und Nahrungsbereitung notwendig ist; daß wir nichts Besonderes darin finden, wenn jemand, um eine halbe Werft zu fahren, zwei Traber vor den Wagen spannen und zwei Leute auf den Bock steigen läßt, wenn derselbe Mensch den Parketfußboden seiner Zimmer mit kostbaren Teppichen belegt und fünftausend oder gar zehntausend Rubel auf einem Ball ausgiebt. Aber ein Mensch, der zehn Rubel braucht, um Brot für seine Familie zu kaufen, oder der die sieben Rubel nicht verdienen kann, welche notwendig sind, damit ihm nicht wegen eines Steuerrückstandes das letzte Schaf aus dem Stalle genommen werde — ein solcher Mensch kann diese Dinge nicht natürlich finden. Wir glauben, daß alle diese Dinge den armen Leuten als selbstverständlich erscheinen: ja es giebt sogar naive Leute, welche allen Ernstes behaupten, daß die Armen uns dafür sehr dankbar sind, wenn wir ihnen durch unsere Luxusbedürfnisse Gelegenheit geben, sich ihren Unterhalt zu verdienen. Aber die Armen haben ihren gesunden Menschenverstand dadurch nicht verloren, daß sie arm sind, und sie gebrauchen denselben in ganz derselben Weise wie wir. So wie wir bei der Nachricht, daß der und der zehn- oder zwanzigtausend Rubel im Spiele verloren hat, sogleich daran denken, wie gut wir dieses Geld, das jener zum Fenster hinausgeworfen, etwa zur Ausführung eines Neubaues oder zu besserer Einrichtung unserer Wirtschaft hätten gebrauchen können, so denken auch die Armen, wenn sie sehen, wie das Geld rings um sie unsinnig verschwendet wird, sogleich an den Gebrauch, den sie selbst von diesem Gelde machen würden, und zwar liegt

ihnen ein solcher Gedanke um so näher, als es sich bei ihnen nicht um die Erfüllung phantastischer Wünsche, sondern vielmehr um die Befriedigung der notwendigsten Lebensbedürfnisse handelt, zu der ihnen oft genug die Mittel fehlen.

Wir sind in einer argen Täuschung befangen, wenn wir glauben, daß die Armen die Pracht und den Luxus nicht sehen, der sich rings um sie breit macht. Niemals, weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft, haben sie es als recht und billig anerkannt, daß ein Teil der Menschen beständig Feiertage begehe, während ein anderer Teil beständig fastet und arbeitet. Vielmehr sind sie zunächst darüber verwundert und empfinden es als eine Kränkung, dann aber, wenn sie die Sache eine Weile mit angesehn und sich überzeugt haben, daß diese Ordnung der Dinge als eine durchaus gesetzmäßige anerkannt sei, streben sie selbst danach, sich von der Arbeit zu befreien und an dem Feiertagsschmause teilzunehmen. Den einen gelingt die Sache sehr bald, und sie werden zu ebensolchen ewig Feiernden; andere gelangen erst nach und nach in diese Lage, während noch andere abfallen, das Ziel nicht erreichen und, nachdem sie das Arbeiten verlernt haben, die Bordelle und Asyle anfüllen.

Vor drei Jahren nahmen wir einen jungen Bauernburschen vom Dorfe als Buffetdiener an. Er konnte sich mit dem Lakaien nicht vertragen und wurde entlassen. Er trat bei einem Kaufmann in Arbeit, wußte sich die Zufriedenheit seines Herrn zu erwerben und geht jetzt in einer Weste mit Uhrkette und eleganten Stiefeln einher. An seine Stelle nahmen wir einen andern Bauern an, der bereits verheiratet war; er gewöhnte sich das Trinken an und mußte gleichfalls entlassen werden. Sein Nachfolger begann ebenfalls zu

trinken und mußte, nachdem er alles verjubelt hatte, in den Asylen seine Zuflucht suchen. Auch ein alter Koch gewöhnte sich in der Stadt das Trinken an und wurde krank. Ein Lakai, der früher ein Gewohnheitstrinker gewesen war, dann jedoch auf dem Dorfe fünf Jahre lang gar nicht getrunken hatte, verfiel in Moskau, wo seine im Dorfe verbliebene Frau ihn nicht bewachen konnte, wiederum in sein altes Laster und richtete sich vollständig zu Grunde. Bei meinem Bruder steht ein junger Bursche aus unserem Dorfe als Buffetdiener in Diensten. Sein Großvater, ein blinder Greis, kam während meines Aufenthaltes auf dem Lande zu mir und bat mich, diesen seinen Enkel zu bestimmen, daß er ihm doch zehn Rubel zur Bezahlung der Steuern schicken möchte, da er sonst seine Kuh verkaufen müßte.

„Immer redet er: ‚Ich muß mich doch anständig anziehen‘," erzählte der Alte, „na, mag er sich meinetwegen 'n Paar ordentliche Stiefel kaufen; aber ich glaub' gar, er will sich 'ne Uhr anschaffen."

Man konnte es aus seinen Worten entnehmen, daß er die Anschaffung einer Uhr für eine ganz unerhörte Thorheit hielt, und in der That muß dieselbe in einem solchen Lichte erscheinen, wenn man bedenkt, daß der Alte während der ganzen Fastenzeit nicht ein Stückchen Butter genossen hat, und daß das Brennholz, welches er im Walde für sich geschlagen hat, samt seiner Arbeit verfällt, wenn er nicht die Restschuld von 1 Rub. 20 Kop. auf dasselbe bezahlen kann. Es erwies sich jedoch, daß die Vermutung, welche der Alte nur im Scherz ausgesprochen hatte, vollkommen der Wirklichkeit entsprach. Der Bursche erschien bei mir in einem feinen schwarzen Paletot und in Stiefeln, für die er acht Rubel bezahlt hatte. Und meine Kinder, die ihn von Kindheit

an kennen, haben mir erzählt, daß er es in der That für durchaus notwendig halte, sich eine Uhr anzuschaffen. Er ist sonst ein herzensguter Junge; aber er ist der Ansicht, daß man ihn auslachen wird, solange er nicht eine Uhr hat. Und so muß denn die Uhr angeschafft werden. Im letzten Jahre ließ sich eine Kammerzofe, ein Mädchen von achtzehn Jahren, bei uns im Hause in ein Liebesverhältnis mit dem Kutscher ein. Sie wurde deshalb entlassen. Unsere alte Amme, mit der ich über diese Unglückliche sprach, erinnerte mich an einen anderen, ähnlichen Fall: vor etwa zehn Jahren hatte sich ein anderes Mädchen während unseres kurzen Aufenthalts in Moskau mit einem Lakaien eingelassen. Es war gleichfalls entlassen worden, ging in ein Bordell und starb, noch nicht zwanzig Jahre alt, im Hospital an der Syphilis. Man braucht nur um sich zu schauen, um zu erschrecken vor der Ansteckung, die wir, nicht zu reden von den Fabriken und Geschäften, ganz allein unter denjenigen verbreiten, welche unmittelbar unseren Luxusbedürfnissen dienen, vor dem Gifte der Unmoral, das wir hineintragen in die Mitte derselben Menschen, denen wir dann hinterher wieder helfen wollen.

Indem ich mich in in das eigentümliche Wesen der städtischen Armut vertiefte, der ich nicht hatte helfen können, erkannte ich, daß die erste Ursache derselben darin lag, daß die erste Ursache darin lag, daß ich den Dorfbewohnern die unentbehrlichen Dinge wegnehme und sie alle in die Stadt bringe. Die zweite Ursache liegt darin, daß ich hier in der Stadt, indem ich das vom Dorfe Zusammengebrachte zu meinem Nutzen verwende, durch meinen unsinnigen Aufwand die Dorfbewohner, welche mir in die Stadt nachfolgen und mir wieder einiges von dem Raube abzujagen suchen, zur Ausschweifung verführe und verderbe.

Ich gelangte zu denselben Schlüssen noch von einer ganz entgegengesetzten Seite her. Indem ich mir alle meine Beziehungen zu den städtischen Armen während jener ganzen Zeit ins Gedächtnis zurückrief, erkannte ich, daß eine der Ursachen, weshalb ich jenen nicht helfen konnte, die war, daß jene Armen gegen mich nicht wahr und aufrichtig waren. Sie betrachteten mich alle nicht als einen Menschen, sondern als ein Mittel zum Zweck. Ich vermochte mich ihnen seelisch nicht zu nähern, und ich dachte damals, es läge dies an meinem persönlichen Ungeschick im Verkehr mit ihnen. Unmöglich aber konnte ich ihnen helfen, wenn sie mir nicht die Wahrheit sagten, nicht ihre Lage ganz und offen enthüllten. Ich machte ihnen anfangs Vorwürfe deshalb — es ist ja so natürlich, die Schuld dem andern zuzuschieben. Die Äußerung eines bemerkenswerten Mannes jedoch — Sjutajews*), der damals bei mir zu Gaste war — klärte mich über die Sache auf und belehrte mich darüber, worin eigentlich der Grund meines Mißerfolges lag. Ich erinnere mich, daß jene Äußerung Sjutajews einen tiefen Eindruck auf mich machte; in ihrer ganzen Bedeutung jedoch habe ich dieselbe erst später begriffen.

Es war zu jener Zeit, als meine Selbsttäuschung gerade ihren höchsten Punkt erreicht hatte. Ich war bei meiner Schwester zu Besuch, bei welcher sich zufällig auch Sjutajew befand. Meine Schwester fragte mich nach dem Fortgang meines Unternehmens, und ich erzählte ihr, wie das immer so ist, wenn man an seine Sache nicht glaubt, mit großer Wärme und wortreicher Begeisterung von alledem, was ich bereits in der Angelegenheit gethan hätte und was noch

*) Russischer Volksphilosoph.

alles aus der Sache werden würde. Ich erzählte ihr, wie wir alle Not in Moskau erforschen, wie wir für die Weisen und die hilflosen Greise sorgen, wie wir die verarmten Bauern in ihre Heimat zurückbefördern, den Gesunkenen und im Laster Verkommenden den Weg zur Besserung weisen würden und wie, wenn nur die Sache erst in Gang gebracht sein würde, nicht ein einziger Mensch in Moskau sein würde, der keine Hilfe bei uns fände.

Meine Schwester zeigte große Teilnahme für die Sache, und wir sprachen noch mancherlei über dieselbe. Während der Unterhaltung blickte ich mehrmals zu Sjutajew hinüber. Ich kannte sein christliches Leben und die Bedeutung, welche er der Barmherzigkeit zuerkannte, und so erwartete ich, daß meine Worte bei ihm Zustimmung finden würden und drückte mich absichtlich so aus, daß er alles verstand. Ich wandte mich scheinbar an meine Schwester, richtete jedoch meine Ausführungen eigentlich mehr an ihn. Unbeweglich saß er in seinem lohfarbenen kurzen Schafpelz da, den er, wie alle Bauern überall und zu jeder Zeit trug und schien so in seine eigenen Gedanken versunken, daß er uns überhaupt nicht hörte. Seine kleinen Äuglein schienen vollkommen nach innen gerichtet. Nachdem wir eine ganze Weile geredet hatten, wandte ich mich an ihn mit der Frage, was er denn eigentlich von der Sache denke.

„Alles unnütz," sagte er.

„Weshalb?"

„Euer ganzer Verein und die ganze Sache ist unnütz, und es wird nichts Gutes dabei herauskommen," versicherte er im Tone der festen Überzeugung.

„Wieso denn nicht? Weshalb sollte es unnütz sein, wenn wir doch Tausenden oder wenigstens Hunderten von

Unglücklichen helfen? Ist es denn ein böses Werk, nach den Worten des Evangeliums den Nackten zu bekleiden und den Hungrigen zu speisen?“

„Ich weiß, ich weiß, aber nicht das ist's, was ihr thut. Soll man denn so helfen? Du gehst des Wegs, und es bittet dich ein Mensch um zwanzig Kopeken. Du giebst sie ihm. Ist denn das ein wahres Almosen? Gieb ihm ein geistiges Almosen, belehre ihn! Was aber hast du ihm gegeben? Nur loswerden wolltest du ihn.“

„Nein, so betreiben wir unsere Sache durchaus nicht. Wir wollen die Not kennen lernen und dann helfen, mit Geld und mit der That. Auch Arbeit wollen wir für sie suchen.“

„Nicht im geringsten werdet ihr diesen Leuten helfen.“

„Wie denn? So sollen sie vor Hunger und Kälte sterben?“

„Weshalb sterben? Wie viel giebt es ihrer denn hier?“

„Wie viel es ihrer hier giebt?“ versetzte ich, indem ich dabei dachte, daß er nur deshalb die Sache so leicht nehme, weil er nicht wisse, wie ungeheuer groß die Anzahl dieser Leute sei. „Weißt du denn auch,“ fuhr ich fort, „daß es allein in Moskau zwanzigtausend dieser Hungernden und Frierenden giebt? Und in Petersburg und den übrigen Städten?“

Er hörte mich lächelnd an.

„Zwanzigtausend!“ begann er alsdann. „Und wieviel Höfe giebt es wohl bei uns in Rußland? Eine Million vielleicht?“

„Nun, und was weiter?“

„Was weiter?“ versetzte er mit lebhaft funkelnden Augen. „Nun dann verteilt sie doch auf diese Höfe! Ich

bin nicht reich, aber ich will sogleich zwei zu mir nehmen. Da hast du den Jungen, den Sereschka zu dir in die Küche genommen; ich habe ihn zu mir eingeladen, und er ist nicht darauf eingegangen. Noch zehnmal so viel mögen ihrer sein, wir wollen sie alle unter uns verteilen. Du nimmst welche, und ich nehm' welche. Auch zur Arbeit werden wir sie mitnehmen — sie werden zusehen, wie wir arbeiten und werden es erlernen; und beim Thee werden sie mit uns am Tisch sitzen und ein Wort hören, von mir und von dir. Das nenne ich ein Almosen, euer Verein aber ist ein unnützes Ding."

Dieses schlichte Wort übte eine tiefe Wirkung auf mich. Ich mußte seine Richtigkeit zugeben, doch glaubte ich damals noch, daß auch das, was ich vorhatte, nicht ohne Nutzen sein würde. Je länger ich jedoch mein Werk fortführte, je mehr ich mit den Armen in Berührung kam, desto häufiger fielen mir diese Worte Sjutajews ein, und desto tiefere Bedeutung gewannen sie für mich.

Und in der That: ich komme zu diesen Leuten in einem kostbaren Pelze und im eigenen Wagen, oder sie sehen meine Wohnung, für die ich 2000 Rubel Miete zahle, während sie selbst Geld zu Stiefeln nötig haben; sie sehen, daß ich ohne weiteres fünf Rubel hingebe, einzig aus dem Grunde, weil es mir gerade so paßt, sie zu geben; sie wissen, daß, wenn ich die Rubel so leicht aus der Hand gebe, ich jedenfalls so viele davon haben müsse, daß eine große Menge dieser Rubel für mich persönlich überflüssi ist. Was sonst können diese Leute in mir sehen, als einen jener Menschen, die das in Besitz genommen haben, was eigentlich ihnen selbst zugehören müßte? Und welches andere Gefühl können sie für mich hegen, als den Wunsch, mir so viel als möglich von jenen

Rubeln, die ihnen selbst und anderen abgenommen worden sind, wieder abzujagen? Ich will mich ihnen nähern und beklage mich darüber, daß sie nicht aufrichtig gegen mich sind, und dabei fürchte ich mich, mich neben sie aufs Bett zu setzen, damit ich nicht Ungeziefer bekomme oder mich anstecke, und ich fürchte mich, sie zu mir ins Zimmer zu lassen und glaubte schon ein übriges zu thun, wenn ich diese Hungerleider im Vorzimmer und nicht im Hausflur draußen warten lasse. Und dann behaupte ich, daß sie daran schuld sind, wenn ich ihnen nicht näher zu treten vermag — daß sie „unaufrichtig sind."

Mag ein Mensch noch so grausam sein, so wird er es doch kaum über sich gewinnen, vor den Augen von Leuten, die sich selbst entweder gar nicht oder nur an Schwarzbrot satt gegessen haben, eine Mahlzeit von fünf Gängen zu sich zu nehmen. Niemand wird den Mut haben, sich an ein reichliches, erlesenes Mahl zu setzen, wenn rings um ihn hungrige Menschen sich belecken. Wollen wir also mitten unter Menschen, die sich selbst nicht satt essen, unser leckeres Mahl genießen, so ist es die erste notwendige Bedingung, daß wir uns vor jenen verstecken, damit sie nicht sehen, wie wir essen. Und das ist es denn auch in erster Linie, was wir thun. -

Und ich blickte schärfer hinein in unser Leben und sah, daß es kein Zufall ist, wenn wir so schwer mit den Armen in nähere Beziehungen treten, sondern daß wir mit Absicht unser Leben so einrichten, damit eine Annäherung möglichst erschwert werde.

Je klarer ich unser Leben — das Leben der Reichen — durchschaute, desto deutlicher erkannte ich, daß alle diejenigen Dinge, die wir als besondere Reize und Vorzüge dieses

Lebens betrachten, darauf hinauslaufen oder wenigstens dazu dienen sollen, uns möglichst weit von den Armen zu trennen. Alle Bestrebungen unseres auf den Reichtum gegründeten Lebens, von unserer Nahrung, unserer Kleidung, unserer Wohnung angefangen bis zu unserer peinlichen Sauberkeit und unserer Bildung, haben vor allem den Zweck, uns abzusondern von der großen Menge der Armen. Und auf diese Absonderung, diese Errichtung von unüberschreitbaren Wänden verbrauchen wir, niedrig gerechnet, neun Zehntel unseres Reichtums. Das erste, was ein reich gewordener Mensch thut, ist, daß er aufhört, mit den andern aus einer Schüssel zu essen, daß er sich seine Tafel besonders decken läßt und sich von Küche und Dienerschaft trennt.

Er füttert auch seine Dienerschaft reichlich, damit nicht ihr Speichel auf seine süßen Speisen niederfließe, und speist allein; da es ihm jedoch langweilig ist, allein zu speisen, so ersinnt er alle möglichen Kunststücke, um die Speisen zu verbessern, ihnen ein appetitliches Aussehen zu geben und die Tafel auszuschmücken. Schon die Art und Weise, wie er seine Speisen zu sich nimmt, das Arrangement, wird für ihn zu einer Sache des Ehrgeizes und des Stolzes und zugleich zu einem Mittel, sich von den Armen abzusondern. Ein reicher Mann kann nicht mehr daran denken, einen Armen zu Tische zu laden. Man muß es verstehen, eine Dame zu Tisch zu führen, sich zu verbeugen, schicklich dazusitzen, Messer und Gabel zu führen, den Mund auszuspülen — alles Dinge, welche nur die Reichen verstehen.

Dasselbe ist mit der Kleidung der Fall. Wenn der reiche Mann gewöhnliche Kleidung tragen würde, die nur den Zweck hat, seinen Körper vor Kälte zu schützen — einen Pelz oder Halbpelz, Filz- oder Lederstiefel, Weste, Hose und

Hemd — dann würde er nur sehr wenig brauchen, und er könnte sehr wohl, wenn er zwei Pelze besitzt, demjenigen einen abgeben, der keinen besitzt. Nun läßt sich aber der reiche Mann nur solche Kleidung anfertigen, die aus lauter besonderen Teilen besteht und nur zu besonderen Gelegenheiten getragen wird, für einen Armen also keinen Zweck hat. Er trägt Frack, Westen, Jackets, Lackstiefel, Schuhe mit französischen Absätzen, Jagdanzüge, Reiseanzüge u. s. w. Alle diese Kleidungsstücke können nur in jener von der Armut abgesonderten Sphäre der Reichen gebraucht werden, so daß also auch die Kleidung ein Mittel zur Absonderung der Reichen von den Armen bildet, eine Absonderung, die durch die stetig wechselnden Moden nur noch verstärkt werden.

Noch deutlicher ist die Sache bei der Wohnung. Wer allein in zehn Zimmern leben will, muß sich so einrichten, daß diejenigen es nicht sehen, die zu zehn in einem Zimmer wohnen. Je reicher ein Mensch ist, desto schwerer ist an ihn hinanzukommen, desto zahlreicher sind die Schweizer und Lakaien zwischen ihm und den Armen, desto unthunlicher ist es, einen armen Menschen über seine Teppiche zu führen und auf seine atlasbezogenen Sessel zu setzen. Ähnlich ist es mit den Reisemitteln. Ein Bauer, der auf seiner Telega oder seinem Schlitten auf der Landstraße fährt, muß sehr hartherzig sein, wenn er einem Fußgänger, den er einholt, nicht einen Platz neben sich einräumt. Je vornehmer jedoch das Fuhrwerk ist, desto mehr schwindet die Möglichkeit, daß der Daraufsitzende einen andern einzusteigen bittet. Führt ja auch die elegante einsitzige Droschke bei uns den bezeichnenden Namen „Egoistin“.

Dasselbe ist der Fall mit all jenen Vorrichtungen unseres Lebens, die wir mit dem Namen „Sauberkeit“ umfassen.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Die Sauberkeit! Wer kennt nicht Leute, insbesondere Frauen, welche sich diese Sauberkeit als eine hohe Tugend anrechnen, und wer kennt nicht alle die Einfälle und Erfindungen dieser Sauberkeitsfreunde, die gar keine Grenzen kennen, wenn sie diese Sauberkeit durch fremde Arbeit erreichen können! Wer von denjenigen, die zu Reichtum gelangt sind, hat es nicht an sich selbst erfahren, mit welchem Aufwand von Mühe und Sorgfalt er sich jene Sauberkeit aneignen mußte, die nur das Sprichwort illustriert, daß „weiße Händchen fremde Arbeit lieben?“

Heut besteht die Sauberkeit darin, daß man jeden Tag sein Hemd wechsle, morgen darin, daß man es zweimal täglich wechsle. Heute hält man es für notwendig, sich Hals und Hände zu waschen, morgen nimmt man noch die Füße dazu, und übermorgen gilt es als unerläßlich, daß man sich täglich am ganzen Körper wasche und noch dazu besondere Abreibungen vornehme. Heut reicht ein Handtuch auf zwei Tage, morgen nur auf einen oder gar einen halben Tag. Heut genügt es, daß der Diener seine Hände sauber wäscht, morgen muß er saubere Handschuhe anziehen und die Briefe auf sauberem Präsentierteller bringen. Und so hat sie gar keine Grenzen, diese überflüssige und unnütze Sauberkeit, und ihr Zweck besteht einzig darin, sich von den andern abzusondern und den Verkehr mit ihnen unmöglich zu machen, alles natürlich nur vermittelst fremder Arbeit.

Aber auch das, was man gemeinhin die Bildung nennt, erschien mir bei tieferem Eindringen in den Gegenstand in dem gleichen Lichte. Die Sprache lügt nicht. Sie benennt das, was die Leute unter einem Worte verstehen, wirklich mit diesem Worte. Unter Bildung versteht das Volk modische Kleidung, gewandte Unterhaltung, reine Hände und jene

gekennzeichnete Sauberkeit. Von einem Menschen, der diese Dinge besitzt, sagt man zum Unterschied von andern Menschen, er sei ein gebildeter Mensch. In der nächst höheren gesellschaftlichen Schicht versteht man unter Bildung ganz dasselbe, nur daß zu den Bedingungen der Bildung noch das Klavierspiel, die Kenntnis des Französischen, eine fehlerlose Orthographie und eine noch höhere Sauberkeit hinzutritt. In noch höheren Kreisen versteht man unter Bildung alle die bereits genannten Dinge unter Hinzufügung des Englischen, eines Zeugnisses aus einer höheren Lehranstalt und einer noch größeren Sauberkeit. Alle drei Arten der Bildung jedoch sind ihrem Wesen und Zweck nach gleich: sie bestehen in jenen Formen und Kenntnissen, die den Menschen von der großen Masse der anderen unterscheiden sollen. Die Aufgabe der Bildung ist dieselbe wie die Aufgabe der Sauberkeit: sie soll uns absondern von den Armen, damit die Hungernden und Frierenden nicht sehen, wie wir müßig gehen. Aber es ist nicht möglich sich zu verbergen, sie sehen es dennoch.

Und so habe ich mich denn davon überzeugt, daß die Ursache, weshalb wir, die Reichen, den städtischen Armen nicht helfen können, darin liegt, daß wir uns ihnen nicht nähern können, und daß eine Annäherung an sie von uns selbst durch unser ganzes Leben und den ganzen Gebrauch, den wir von unserm Reichtum machen, unmöglich gemacht wird.

Ich habe mich davon überzeugt, daß zwischen uns, den Reichen, und jenen, den Armen, die Scheidewand der Sauberkeit und Bildung steht, die wir vermöge unseres Reichtums errichtet haben, und daß, wenn wir imstande sein sollen, den Armen zu helfen, wir vor allem jene Scheidewand zerstören müssen, damit wir in der Lage wären, den

Gedanken Sjutajews auszuführen und die Armen in unsere Häuser aufzunehmen. Und so war ich auch von dieser zweiten Seite zu demselben Schlusse gelangt, zu dem mich bereits die Betrachtung der Ursachen des städtischen Elends geführt hatte, und dieser Schluß lautete dahin, daß die Ursache jenes Elends unser Reichtum ist.

Ich begann die Sache noch von einer dritten, nämlich der rein persönlichen Seite zu betrachten. In der Zahl der Erscheinungen, die mir während der Zeit meiner wohlthäterischen Wirksamkeit ganz besonders aufgefallen waren, befand sich auch eine sehr seltsame, für die ich lange keine Erklärung finden konnte. Folgendes ist der Sachverhalt: Jedesmal, wenn ich auf der Straße oder bei mir zu Hause einem Armen, ohne ein Gespräch mit ihm zu beginnen, irgend eine Kleinigkeit gab, dann sah ich oder glaubte ich wenigstens zu sehen, daß das Gesicht desselben Befriedigung und Dankbarkeit ausdrückte, und ich selbst hatte bei dieser Art von Wohlthätigkeit ein angenehmes Gefühl. Ich sah, daß ich das gethan hatte, was jener Mensch gewünscht und von mir erwartet hatte. Wenn ich jedoch bei dem Armen stehen blieb und ihn mit Teilnahme über sein früheres und gegenwärtiges Leben ausfragte, dann fühlte ich, daß ich nicht mehr drei oder zwanzig Kopeken geben durfte, und ich begann in meinem Geldbeutel zu suchen, im Zweifel, wieviel ich geben sollte, und obgleich ich in solchen Fällen immer mehr gab, als sonst, so sah ich doch jedesmal, daß der Arme unzufrieden von mir wegging. Trat ich in einen noch näheren Verkehr mit den Armen, so wuchs mein Zweifel darüber, wieviel ich geben sollte, noch mehr, und wieviel ich auch immer geben mochte — der Arme ging noch finsterer

und unzufriedener davon. Ich konnte es geradezu als allgemeine Regel aufstellen, daß, wenn ich an einer Annäherung an einen Armen drei Rubel oder mehr gegeben hatte, ich fast jedesmal eine finstere Miene, ja sogar einen Ausdruck des Hasses auf dem Gesichte des Armen beobachten konnte, und daß, wenn ich einmal sogar zehn Rubel gab, er ohne ein Wort des Dankes, als ob ich ihm eine Beleidigung zugefügt hätte, davonging. Ich selbst aber empfand in solchem Falle stets ein peinliches Gefühl, etwas wie Scham, und ich hatte stets eine Art Schuldbewußtsein. Wenn ich mich gar ganze Wochen, Monate und Jahre lang mit einem Armen abgab, ihm half, wo ich konnte, ihm Ratschläge erteilte und ihm überhaupt menschlich nahe trat, dann wurden meine Beziehungen zu ihm für mich geradezu eine Qual, ich sah, daß der Arme mich einfach verachtete. Ich fühlte jedoch, daß er ein Recht dazu hatte.

Wenn ich auf der Straße einhergehe und ein Armer, desselben Weges kommend, mich wie jeden andern Vorübergehenden oder Vorüberfahrenden um drei Kopeken bittet, und wenn ich ihm diese drei Kopeken gebe, so bin ich einfach ein Vorübergehender, der ihm einen Faden zu dem Hemde reicht, aus dem die Armut ihr Hemd webt; er will nicht mehr als diesen einen Faden, und wenn ich ihm denselben reiche, so segnet er mich von Herzen. Wenn ich jedoch bei ihm stehen blieb und mit ihm als Menschen ein Gespräch begann, so habe ich ihm damit gezeigt, daß ich für ihn mehr sein will, als ein Vorübergehender. Wenn er gar, wie das öfter geschehen ist, vor mir geweint und mir seinen Kummer erzählt hat, so sieht er in mir nicht mehr einen Vorübergehenden, sondern das, wovon ich wünsche, daß er es in mir sehe, nämlich einen guten Menschen.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL · DRESDEN

Bin ich wirklich ein so guter Mensch, dann darf meine Güte weder bei einem Zwanzigkopekenstück, noch bei zehn Rubeln, noch bei zehn Tausenden stehen bleiben. Man kann nicht nur so ein klein wenig ein guter Mensch sein.

Angenommen, ich habe für ihn sehr viel gethan, ich habe ihn wieder zum Menschen gemacht, ihn eingekleidet und auf seine eigenen Füße gestellt, so daß er ohne fremde Hülfe hätte leben können — infolge eines Unglücks jedoch, oder infolge seiner Schwäche, ja selbst seiner Lasterhaftigkeit ist ihm jener Patetot, jene Wäsche und jenes Geld, das ich ihm gegeben habe, abhanden gekommen, und er kommt wieder hungrig und erfroren zu mir — wie käme ich wohl dazu, ihn diesmal abzuweisen? Wenn der Beweggrund meiner Thätigkeit nur der war, ein bestimmtes, materielles Ziel zu erreichen, ihm so und so viel Rubel oder den und den Paletot zu geben, dann kann ich mich dabei beruhigen, ihm einfach diese Dinge gegeben zu haben; aber nicht das ist der Beweggrund meines Thuns, vielmehr ist dieser Beweggrund der, daß ich ein guter Mensch sein, d. h. in jedem anderen Menschen mich sehen will.

So und nicht anders faßte ein jeder Mensch das Wesen der Güte auf. Mag er daher auch zwanzigmal das vertrunken haben, was ihr ihm gegeben, mag er immer wieder hungrig und erfroren zu euch kommen — wenn ihr euch für gute Menschen haltet, müßt ihr ihm immer und immer wieder geben, dürft ihr niemals aufhören ihm zu geben, sofern ihr mehr besitzt als er. Zieht ihr eure Hand von ihm zurück, so beweist ihr dann nur, daß ihr alles, was ihr gethan habt, nicht deshalb gethan habt, weil ihr gute Menschen seid, sondern weil ihr euch vor den Leuten, namentlich vor ihm, dem Armen, als gute Menschen hinstellen wollt.

Es ist mir mehrfach begegnet, daß ich meine Hand von solchen Menschen zurückgezogen habe, daß ich aufhörte, ihnen zu geben, mich damit vom Guten lossagte und nachträglich jenes quälende Schamgefühl empfand.

Worauf gründete sich dieses Schamgefühl? Ich habe dasselbe sowohl im Ljapinschen Hause, als auch gelegentlich meiner Besuche bei den städtischen Armen, als auch teils vorher, teils nachher auf dem Dorfe empfunden, wenn ich die Armen mit Geld oder andern Dingen unterstützte.

Ein Vorfall, der mir vor kurzer Zeit begegnet ist, hat mich über das Wesen jenes Gefühles aufgeklärt.

Es war auf dem Dorfe. Ich brauchte zwanzig Kopeken, um sie einem frommen Pilger zu geben, und schickte, da ich kein Kleingeld hatte, meinen Sohn weg, damit er von irgend jemandem zwanzig Kopeken entleihe. Er brachte dem Pilger ein Zwanzigkopekenstück und sagte mir, daß er es von dem Koch geliehen habe. Einige Tage darauf kamen wieder ein paar Pilger, und ich brauchte wiederum Kleingeld, während ich nur einen Rubel hatte. Ich erinnerte mich, daß ich dem Koch noch die zwanzig Kopeken schuldete, und ging, in der Hoffnung, daß er noch mehr Kleingeld haben würde, in die Küche.

„Ich habe von Euch zwanzig Kopeken geborgt, da ist ein Rubel," sagte ich zu dem Koch.

Noch hatte ich nicht ausgesprochen, als er auch schon seine Frau aus dem Nebenzimmer herbeirief.

„Paraschа," sagte er, „nimm ihn."

Ich glaubte, sie habe verstanden, daß ich für den Rest Kleingeld haben wolle, und gab ihr den Rubel. Ich füge hinzu, daß der Koch erst seit acht Tagen bei uns war, und daß ich seine Frau zwar schon gesehen, jedoch noch niemals

mit ihr gesprochen hatte. Eben wollte ich ausdrücklich hinzufügen, daß sie mir für den Rest Kleingeld herausgeben sollte, als sie sich rasch zu meiner Hand niederbeugte, um dieselbe zu küssen, indem sie offenbar annahm, daß ich ihr den Rest des Rubels schenken wollte. Ich brummte etwas vor mich hin und verließ die Küche. Ich empfand ein so qualvolles Schamgefühl, wie ich es schon lange nicht kennen gelernt hatte. Ich krümmte mich förmlich, schnitt Grimassen und stöhnte vor Scham als ich die Küche verließ. Dieses unerwartete und, wie ich glaubte, unverdiente Schamgefühl machte mich namentlich deshalb so betroffen, weil ich etwas Ähnliches schon lange nicht empfunden hatte, und weil ich als alter Mann doch ein solches Leben zu führen meinte, daß mir eine solche Beschämung erspart bleiben konnte. Ich war in der That wie vor den Kopf gestoßen; ich erzählte den Vorfall meinen Hausgenossen und Bekannten, und sie gaben mir alle zu, daß auch sie etwas Ähnliches empfunden haben würden. Und ich begann darüber nachzudenken, worin eigentlich jenes Schamgefühl begründet sein konnte. Die Antwort auf diese Frage gab mir ein Vorfall, der mir eines Tages in Moskau begegnet war.

Ich vertiefte mich in jenen Vorfall, und indem ich das Charakteristische desselben begriff, gelangte ich auch zum Verständnis jenes Schamgefühls, das ich der Frau des Kochs gegenüber empfunden hatte, das ich auch in Moskau zur Zeit meiner wohlthäterischen Wirksamkeit erfahren hatte, und das ich auch jetzt noch jedesmal empfinde, wenn ich den Armen irgend etwas gebe, abgesehen von jenem kleinen Almosen, welches ich den Bettlern und Pilgern zu geben gewohnt bin — welches ich indessen nicht als Sache der Wohlthätigkeit, sondern als einfache Höflichkeitssache betrachte.

denn ein Mensch mich um Feuer bittet, dann bin ich verpflichtet, ihm ein Zündholz anzustecken, sofern ich eins habe. Wenn ein Mensch mich um drei oder zwanzig Kopeken oder selbst um ein paar Rubel bittet, so muß ich ihm sie geben, wenn ich sie habe. Das ist Sache der Höflichkeit, nicht der Wohlthätigkeit.

Der Vorfall, von dem ich rede, trug sich folgendermaßen zu. Ich sprach bereits von jenen beiden Arbeitern, mit denen ich vor drei Jahren auf den Sperlingsbergen Holz sägte. Eines Abends, an einem Sonnabend, ging ich mit ihnen zusammen nach der Stadt. Sie waren auf dem Wege zu ihrem Brotherrn, um ihren Lohn in Empfang zu nehmen. Als wir auf die Dragomilowski'sche Brücke kamen, begegneten wir einem alten Mann, der um ein Almosen bat. Ich gab ihm zwanzig Kopeken und dachte bei mir, daß meine Freigebigkeit auf Semjon, mit dem ich mich gerade über Dinge der Frömmigkeit unterhielt, einen guten Eindruck machen müsse. Semjon, dieses Bäuerlein aus Wladimir, das in Moskau eine Frau und zwei Kinder hatte, blieb gleichfalls stehen, kehrte den Schoß seines Kaftans um und zog seinen Geldbeutel heraus. Er suchte in demselben, nahm ein Dreikopekenstück, gab es dem Alten und bat ihn, zwei Kopeken herauszugeben. Dieser aber zeigte ihm auf offener Hand zwei Dreikopekenstücke und eine einzelne Kopeke — er konnte ihm die zwei Kopeken nicht geben. Semjon sah hin und wollte die Kopeke nehmen, besann sich jedoch eines anderen, nahm seine Mütze ab, bekreuzte sich und ging weiter, indem er dem Alten die drei Kopeken ließ.

Ich kannte Semjons Verhältnisse ganz genau. Er besaß nicht das geringste außer den 6 Rub. 50 Kop., die er bis zu jenem Tage erspart hatte. Diese 6 Rub. 50 Kop. waren

sein ganzer Reichtum. Mein Vermögen belief sich auf annähernd 600000 Rubel. Ich hatte eine Frau und Kinder, und auch Semjon hatte eine Frau und Kinder. Er war jünger als ich und hatte weniger Kinder; aber seine Kinder waren klein, während von meinen Kindern bereits zwei in arbeitsfähigem Alter standen, so daß, abgesehen von unserem Vermögen, wir uns etwa in gleicher Lage befanden, ja sogar meine Lage eher etwas günstiger war. Er hatte drei Kopeken gegeben, ich zwanzig; was hatte nun er, und was hatte ich gegeben? Was hätte ich geben müssen, um dasselbe zu thun, was Semjon gethan hatte? Er besaß 600 Kopeken, von diesen hatte er zuerst eine und dann noch zwei gegeben. Ich besaß 600,000 Rubel; um nun im Verhältnis dasselbe zu geben wie Semjon, hätte ich 3000 Rubel geben und 2000 zurückerbitten müssen, und wenn der Alte diese nicht geben konnte, so hätte ich auch die 2000 ihm lassen, ein Kreuz schlagen und weitergehen müssen, indem ich ruhig wieder unser Gespräch über das Leben der Fabrikarbeiter und die Preise der Wurstwaren auf dem Smolensker Markte aufgenommen hätte.

Ich dachte schon damals über die Sache nach; aber erst lange nachher war ich imstande, aus diesem Vorfall den Schluß zu ziehen, der unerbittlich aus demselben folgt. Dieser Schluß ist scheinbar so ungewöhnlich und seltsam, daß man trotz seiner mathematischen Richtigkeit Zeit braucht, um sich an ihn zu gewöhnen. Man ist stets geneigt, einen Fehler in demselben zu wittern, doch ist kein Fehler darin enthalten, und nur die Finsternis des Irrtums, in dem wir befangen sind, läßt uns die Richtigkeit jenes Schlusses nicht einsehen.

Dieser Schluß erklärte mir, als ich zu ihm gelangt war und ihn als unangreifbar erkannt hatte, jenes Gefühl der Scham, das ich der Frau des Koches sowie all den

Armen gegenüber empfand, denen ich Geld gab oder noch gebe.

In der That, was ist jenes Geld, das ich den Armen gebe oder das ich, wie die Frau des Koches annahm, dieser geben wollte? Es ist zumeist ein so geringer Bruchteil meines Vermögens, daß es in seinem Bruchwert weder dem guten Semjon, noch der Frau des Koches verständlich zu machen ist — ein Millionstel gewöhnlich oder etwas in dieser Höhe. Ich gebe so wenig, daß ich die Gabe niemals als Einbuße empfinden kann; es ist für mich vielmehr nur eine Belustigung, der ich mich widme, wie und wann es mir gerade paßt. Und genau so hatte mich auch die Frau des Koches verstanden. Wenn ich jemandem, der von der Straße zu mir hereinkam, einen Rubel oder zwanzig Kopeken gab, weshalb sollte ich da nicht auch ihr einen Rubel geben? Der Frau des Koches erscheint die Verteilung von Geld in ganz demselben Lichte, wie das Werfen mit Pfefferkuchen, mit dem manche Herren sich selbst und das Volk belustigen. Es ist das eben ein Zeitvertreib für Herren, die viel überflüssiges Geld haben. Und mein Schamgefühl hatte darin seinen Grund, daß die Frau des Koches mich irrtümlicherweise für einen solchen Narren hielt, der sein überflüssiges, nicht selbst erarbeitetes Geld zum Fenster hinauswirft. Sie zeigte mir damit zugleich, welches Urteil sie, wie alle armen Leute über solche Narren hatte.

Und in der That, welcher Art ist denn eigentlich mein Geld, und wie bin ich zu demselben gekommen? Einen Teil desselben habe ich für den Grund und Boden erhalten, den ich von meinem Vater geerbt habe. Der Bauer hat sein letztes Schaf, seine letzte Kuh verkauft, um dieses Geld an mich zu bezahlen. Ein anderer Teil meines Vermögens

besteht aus den Summen, die ich für meine Dichtungen, für meine Bücher bekommen habe. Wenn meine Bücher schädlich sind, so verführe ich durch dieselben diejenigen, welche sie kaufen, zum Bösen, und das Geld, welches ich für diese Bücher erhalte, ist auf schlechte Art erworben. Sind dagegen meine Bücher den Leuten nützlich, so erscheint die Sache noch schlimmer: ich gebe sie denen, welche sie gebrauchen können, nicht ohne weiteres, sondern ich sage: „Gebt mir siebzehn Rubel, dann will ich sie euch geben.“ Und wie dort der Bauer sein letztes Schaf verkauft, so versagt sich hier der arme Student und Lehrer und noch mancher andere Arme das Notwendigste, um mir das Geld zu geben.

Und so habe ich eine Menge solchen Geldes zusammengehäuft, und was thue ich nun damit? Ich bringe dieses Geld nach der Stadt und gebe es hier den Armen unter der Bedingung, daß sie alle meine Launen erfüllen, daß sie mir in die Stadt nachkommen, um für mich die Trottoire zu reinigen und in den Fabriken für mich Lampen, Schuhe u. s. w. zu verfertigen. Und mit diesem Gelde bringe ich alle ihre Produkte an mich, indem ich mich bemühe, ihnen möglichst wenig für dieselben zu geben, und von ihnen so viel als möglich zu bekommen suche. Und dann fange ich auf einmal ganz unerwartet an, dieses selbe Geld umsonst an die Armen zu verteilen — nicht an alle, sondern nur an diejenigen, bei denen es mir gerade beliebt. Weshalb sollte nicht jeder Arme erwarten, daß vielleicht auch ihn jetzt das Glück treffen werde, einer von denen zu sein, unter die ich zu meiner Belustigung mein überflüssiges Geld verteile? In diesem Lichte betrachteten mich alle, und in diesem Lichte betrachtete mich auch die Frau des Koches.

Und ich war in so hohem Grade verblendet, daß ich dieses Verfahren, mit der einen Hand den Armen Tausende von Rubeln abzunehmen und mit der andern Hand Kopeken an den ersten besten auszuteilen, für etwas Lobenswertes und Verdienstvolles hielt. Kein Wunder, daß ich bei dieser Sache ein Schamgefühl empfand.

Wahrlich, bevor ich daran denken kann, Gutes zu thun, muß ich selbst außerhalb des Übels stehen, muß ich in solche Verhältnisse treten, die es mir ermöglichen, daß ich aufhöre, Übles zu thun. Sonst bleibt mein ganzes Leben ein einziges Übel. Wenn ich selbst Hunderttausende hingebe, bin ich noch nicht in der Lage, Gutes zu thun, da ich noch Fünfhunderttausend besitze, und erst, wenn ich alles hingegeben habe und nichts mehr besitze, werde ich imstande sein, Gutes zu thun, wenn auch nur so viel, als jene Prostituierte gethan hat, welche drei Tage lang die kranke Wöchnerin und ihr Kind pflegte. Und ich hatte das für so gering erachtet! Und ich hatte selbst gewagt, an Gutthun zu denken!

Und so erwies sich denn wirklich jener erste Gedanke, den ich beim Anblick der Hungernden und Frierenden im Ljapinschen Hause gehabt hatte, als der einzig wahre und richtige — der Gedanke nämlich, daß ich an ihrem Elend schuld sei, und daß man so, wie ich lebte, nimmer, nimmer, nimmer leben dürfe.

Was bleibt also zu thun?

Es war mir schwer geworden, zu dieser Erkentnis zu gelangen, als ich jedoch zu derselben gelangt war, erschrak ich über die Verirrung, in der ich gelebt hatte. Ich stand selbst bis an die Ohren in Schmutz und wollte andere aus demselben herausziehen.

Was ist denn im Grunde genommen, was ich will? Ich will anderen Gutes thun, will alles so einrichten, daß die Menschen weder hungern, noch frieren, daß sie so leben können, wie es Menschen zukommt.

Ich will das, und ich sehe, daß infolge der Gewaltthaten, der Erpressungen und mannigfachen Kniffe, an denen ich teilnehme, den Arbeitenden das Unentbehrliche weggenommen wird, und daß die Nichtarbeitenden, zu denen auch ich gehöre, sich die Arbeit der andern reichlich zunutze machen.

Ich sehe, daß diese Ausnutzung fremder Arbeit in der Weise angeordnet ist, daß, je listiger und schlauer jene Kniffe entweder von der gegenwärtigen oder einer früheren Generation der Ausbeuter angelegt sind, desto größerer Nutzen aus der fremden Arbeit gezogen und desto weniger eigene Arbeitskraft verwandt wird.

Zuerst kommen die Stieglitz, Morosow, Demidow, Jussupow u. s. w., dann die großen Bankiers, die Kaufleute, Beamten, Grundbesitzer, zu denen auch ich gehöre; dann kommen die kleineren Aussauger — die Händler und Geschäftsleute aller Art, die Schankwirte, Wucherer, die Kreisrichter, Aufseher, Lehrer und Küster, dann die Hausknechte, Lakaien, Kutscher, Wasserführer, Droschkenbesitzer, Briefträger, und zu allerletzt erst das arbeitende Volk, die Fabrikarbeiter und Bauern, deren Zahl sich zur Zahl der ersteren verhält wie 10 : 1. Ich sehe, daß das Leben der neun Zehntel arbeitender Menschen seinem Wesen nach Anspannung und Arbeit erfordert, wie überhaupt jedes naturgemäße Leben, daß jedoch infolge von allerhand Kniffen und Listen diesen Leuten das Unentbehrliche entzogen und ihr Leben mit jedem Jahre schwieriger und entbehrungsvoller wird, während unser Leben,

das Leben der Nichtarbeitenden, dank der auf eben dieses Ziel gerichteten Mitwirkung der Wissenschaften und Künste, mit jedem Jahre überflußreicher, anziehender und gesicherter wird. Ich sehe, daß in unserer Zeit das Leben der Arbeiter, insbesondere der Greise, Weiber und Kinder aus arbeitendem Stande, geradezu aufgerieben wird durch die überanstrengende, mit der Ernährung nicht in Einklang stehende Arbeit, daß dieses Leben nicht einmal bezüglich der ersten und notwendigsten Bedürfnisse gesichert ist, und daß im Gegensatz hierzu das Leben des nichtarbeitenden Standes, zu dem auch ich gehöre, mit jedem Jahre an Überfluß und Üppigkeit zunimmt und immer sicherer und sicherer wird und jenen Glücklichen, zu denen auch ich gehöre, eine solche Summe von irdischen Gütern gewährt, wie man sie in früherer Zeit sich nur in Märchendichtungen ausmalte. Die Sage vom „Tischlein deck dich", vom zauberhaften Heckrubel ist heut zur Wirklichkeit geworden. Die „Glücklichen dieser Erde" befinden sich in einer Lage, die sie nicht nur von dem natürlichen Gesetz der Arbeit zum Zweck der Lebenserhaltung befreit, sondern ihnen auch die Möglichkeit giebt, ohne Arbeit alle Güter des Lebens genießen und den Beutel mit dem Heckrubel an ihre Kinder, oder wen sie sonst wollen, weitergeben. Ich sehe, daß die menschlichen Arbeitsprodukte immer mehr und mehr aus den Händen der arbeitenden Volksmasse in die Hände der Nichtarbeitenden übergehen, daß die Pyramide des gesellschaftlichen Gebäudes gleichsam auf den Kopf gestellt wird, so daß die Steine des Fundaments nach oben kommen, und daß die Schnelligkeit, mit welcher diese Umwälzung vor sich geht, sich in geometrischem Verhältnis vergrößert. Ich sehe, daß etwas ähnliches geschieht, wie wenn in einem Ameisenhaufen das lebendige

Gefühl der Gemeinschaft, des alle zwingenden Gesetzes den einzelnen Ameisen verloren ginge und nun ein Teil der Ameisen die Produkte der Arbeit vom Grunde des Haufens nach seinem Gipfel schleppte, wie wenn sie die Grundlage des Haufens verengerten und seinen Gipfel verbreiteten und dadurch auch alle übrigen Ameisen veranlaßten, vom Grunde des Haufens nach seinem Gipfel überzusiedeln. Ich sehe, daß die Menschen statt des Ideals eines arbeitsamen Lebens sich das Ideal des Beutels mit dem Heckrubel erwählt haben. Die Reichen, und darunter auch ich, suchen sich durch allerhand Kniffe diesen Heckrubel zu verschaffen und ziehen, um sich seiner Segnungen zu erfreuen, in die Stadt, in welcher nichts produziert und alles verschlungen wird. Und der arme arbeitende Mensch, der deshalb geplündert worden ist, damit der Reiche den Heckrubel habe, eilt diesem nach in die Stadt und verlegt sich dort gleichfalls auf allerhand Kniffe, um sich entweder selbst eine Stellung zu schaffen, die ihm gestattet, wenig zu arbeiten und viel zu genießen, indem er dadurch seinerseits auf die übrige Masse der Arbeitenden drückt — oder, nachdem er eine solche Stellung nicht erlangt hat, zu Grunde zu gehen und in die mit ungewöhnlicher Schnelligkeit anwachsende Menge der hungernden und frierenden Asylbewohner hinabzusinken.

Ich gehöre zur Kategorie dieser Leute, die durch allerhand Kniffe dem arbeitenden Volke das Unentbehrliche wegnehmen und sich durch ihre Kniffe den zauberhaften Heckrubel verschafft haben, der nun jenen Unglücklichen ein Ärgernis giebt. Ich will den Menschen helfen, und darum ist es klar, daß ich vor allem sie nicht plündern darf, wie ich das in Wirklichkeit thue. Was ist's denn, was ich thue? Nachdem ich durch allerhand komplizierte, verschlagene, bos-

hafte, jahrhundertelang fortgeführte Kniffe zum Inhaber des Heckrubels geworden bin und nun Hunderte und Tausende zwinge, für mich zu arbeiten, bilde ich mir ein, ich sei ein Freund der Menschen und könne ihnen helfen. Ich sitze einem Menschen auf dem Nacken und würge ihn und verlange, daß er mich trage — und dabei suche ich, ohne von seinem Nacken hinunterzusteigen, mir und anderen einzureden, daß er mir von Herzen leid thue, und daß ich gern seine Lage durch alle möglichen Mittel erleichtern möchte, nur nicht dadurch, daß ich von seinem Nacken hinabsteige.

Die Dinge liegen so einfach. Wenn ich den Armen helfen d. h. die Armen in Nichtarme verwandeln will, so darf ich diese Armen nicht erst arm werden lassen. So aber gebe ich diesen Armen, die von ihrem Lebenspfade gedrängt worden und, nach Belieben einen oder zehn oder hundert Rubel; auf jeden Rubel aber, den ich gebe, kommen tausend Rubel, die ich denjenigen nehme, welche noch nicht vom Pfade gedrängt worden sind, und mache diese nicht nur gleichfalls zu Armen sondern verführe sie auch noch zum Laster.

Die Sache ist, wie gesagt, sehr einfach; es war mir jedoch außerordendlich schwer, das alles voll und ganz, ohne jeglichen Vorbehalt und jedes Kompromiß, welches etwa meine Stellung in der Gesellschaft hätte rechtfertigen sollen, zu begreifen. Ich brauchte indessen nur meine Schuld einzusehen und zu gestehen, und sogleich ward mir alles, was mir früher so unklar, absonderlich und verwickelt erschienen war, vollkommen deutlich und durchsichtig. Und der Weg meines Lebens, wie er sich aus dieser neuen Erkenntnis ergab, war nicht mehr der verworrene, ziellose, qualvolle von ehemals sondern eben, gerade und angenehm.

Wer war ich den eigentlich — ich, der ich den Menschen

helfen wollte? Ich, der Verweichlichte, Geschwächte, Hilflose, der sich von hundert Menschen bedienen lassen muß, der um zwölf Uhr mittags aufsteht, nachdem er die Nacht zum Tage gemacht und mit allerhand Thorheiten verbracht hat — ich will den Leuten helfen, und zwar was für Leuten? Leuten, die um fünf Uhr des Morgens aufstehen, die auf der Diele schlafen, die von Brot und Kohlsuppe leben, die pflügen, mähen, zimmern, ein Pferd vorspannen, nähen können — Leuten, die an Kraft und Ausdauer, an Geschicklichkeit und Enthaltsamkeit mich hundertmal übertreffen — diesen Leuten will ich helfen! Was konnte ich, als ich zu diesen Leuten in Beziehungen trat, wohl sonst empfinden, als Schamgefühl? Der Schwächlichste unter ihnen — der Trunkenbold aus dem Rschanowschen Hause, den sie einen Faulenzer nennen, ist hundertmal arbeitsamer, als ich; seine Bilanz d. h. das Verhältnis dessen, was er von den Menschen nimmt, zu dem, was er ihnen giebt, steht tausendmal günstiger, als meine Bilanz, wenn ich berechne, was ich ihnen gebe und nehme.

Und diesen Menschen will ich helfen! Ich will den Armen helfen! Aber wer ist denn im Grunde genommen der Arme? Ärmer als ich kann doch kein Mensch sein. Ich bin ein entkräfteter, zu nichts tauglicher Parasit, der nur in ganz exklusiven Verhältnissen zu existieren vermag, der nur dann leben kann, wenn Tausende von Menschen sich abmühen, um sein Leben, das doch niemandem von Nutzen ist, zu erhalten. Und ich, die Blattlaus, die am Laube des Baumes frißt, ich will den Wuchs und der Gesundheit dieses Baumes aufhelfen, ich will den Baum kurieren!

Ich bringe mein ganzes Leben in folgender Weise zu: ich esse, spreche und höre; esse, schreibe und lese, d. h. wiederum spreche und höre; esse, spiele, esse, spreche und höre wieder,

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

esse und lege mich schlafen; und so geht es einen Tag wie den andern. Ich kann und verstehe nichts anderes. Und damit ich das thun kann, müssen vom Morgen bis zum Abend der Hausknecht, der Bauer, die Köchin, der Koch, der Lakai, der Kutscher, die Wäscherin arbeiten, nicht zu reden von den Arbeiten anderer Menschen, welche notwendig sind, damit diese Kutscher, Köche, Lakaien u. s. w. die nötigen Werkzeuge und Geräte haben, deren sie sich bedienen, wenn sie für mich arbeiten — die Beile, Fässer, Bürsten, Geschirre, Möbel, ferner das Wachs, die Wichse, das Petroleum, das Heu, das Holz, das Rindfleisch. Und alle diese Menschen müssen den ganzen Tag, und Tag für Tag schwer arbeiten, damit ich sprechen, essen und schlafen kann. Und ich, dieses erbärmliche Geschöpf, hatte mir eingebildet, daß ich andern Menschen helfen könne — denselben Menschen, die mich füttern und erhalten!

Nicht darüber kann man sich wundern, daß ich niemandem helfen konnte, und daß ich Scham empfunden habe, sondern nur darüber, daß mir überhaupt ein so abgeschmackter Gedanke in den Sinn kommen konnte. Jene Frau, die den kranken Greis pflegte, hat diesem Greise geholfen; jene Bäuerin, die dem Bettler ein Stück Brot gab, das sie mit eigenen Händen gesäet, gemahlen und gebacken hatte, hat dem Bettler geholfen; Semjon, welcher dem armen Greise die drei Kopeken gab, hat demselben geholfen, denn er hatte diese drei Kopeken verdient, und sie stellten in der That seine Arbeit vor. Ich aber habe niemandem gedient und für niemand gearbeitet und wußte sehr wohl, daß mein Geld nicht meine Arbeit vorstellte.

In den Irrtum, daß ich andern helfen könne, verfiel ich namentlich dadurch, daß ich mir einbildete, mein Geld sei von ganz derselben Art wie das Geld Semjons. Das war jedoch eine Täuschung.

Die allgemeine Ansicht geht dahin, daß das Geld den Reichtum vorstelle; Reichtum aber sei ein Produkt der Arbeit, und darum repräsentiere das Geld die Arbeit. Diese Ansicht ist ebenso richtig, wie die Ansicht, daß jede staatliche Ordnung die Folge eines Gesellschaftsvertrages sei.

Jedermann glaubt es nur zu gern, daß das Geld lediglich ein Mittel zum Austausch der Arbeit sei. Ich habe Stiefel angefertigt, du hast Getreide angebaut, er hat Schafe gemästet; damit wir nun unsere Erzeugnisse leichter austauschen können, führen wir das Geld ein, das ein entsprechendes Arbeitsquantum repräsentiert, und vermittelst des Geldes tauschen wir ein Paar Sohlen gegen eine Hammelkeule oder zehn Pfund Mehl ein. Vermittelst des Geldes tauschen wir unsere Erzeugnisse aus, und das Geld, das jeder von uns besitzt, repräsentiert seine Arbeit. Das ist vollkommen richtig, aber nur so lange, als in der Gesellschaft, in welcher der Umtausch vor sich geht, nicht die Gewalt eines Menschen über den andern zum Vorschein gekommen ist, und zwar nicht nur nicht die Gewalt über fremde Arbeitskraft, wie sie bei Kriegen und bei herrschender Sklaverei üblich ist, sondern auch nicht jene Gewalt, welche zum Schutz der eigenen Arbeitserzeugnisse gegen die andern gebraucht wird. Es ist vollkommen richtig in einer Gesellschaft, deren Mitglieder die Vorschriften der christlichen Lehre voll und ganz erfüllen, in einer Gesellschaft, in der man dem Bittenden giebt und dem, der genommen hat, das Genommene nicht wieder wegnimmt. Sobald jedoch in einer Gesellschaft

irgend eine Art Gewalt gebraucht wird, so erhält das Geld für seinen Besitzer sogleich die Bedeutung eines Rechtes, das sich nicht auf Arbeit, sondern auf Gewalt stützt.

Sobald ein Krieg ausgebrochen ist und ein Mensch dem andern etwas weggenommen hat, kann das Geld nicht mehr im wahren Sinne der Repräsentant der Arbeit sein. Das Geld, welches der Krieger wie der oberste Kriegsführer für die Kriegsbeute erhält, ist durchaus nicht ein Produkt der Arbeit dieser Menschen und hat eine durchaus andere Bedeutung als das Geld, welches der Schuhmacher für die Anfertigung der Stiefel erhält. Sobald es irgendwo Sklavenhalter und Sklaven giebt, wie das ja überall in der ganzen Welt der Fall war, kann man keineswegs mehr behaupten, daß dort das Geld ein Repräsentant der Arbeit sei. Eine Bäuerin hat Leinwand gewebt und verkauft und dafür Geld bekommen, und ein Gutsbesitzer hat von seinen Leibeigenen Leinwand erhalten, diese gleichfalls verkauft und dafür Geld bekommen. Dieses Geld sieht ganz so aus wie jenes; jenes aber ist ein Produkt der Arbeit, und dieses ein Produkt der Gewalt. Oder ich habe von jemandem, meinem Vater z. B., Geld bekommen, und mein Vater wußte, als er es mir gab, und auch ich und alle andern wissen es, daß mir niemand dieses Geld wegnehmen darf, daß, wenn es jemandem einfiele, es mir wegzunehmen, sogleich die Obrigkeit für mich eintreten und den Betreffenden zur Rückgabe zwingen würde. Liegt es nicht wiederum auf der Hand, daß das Geld, das auf solche Weise in meine Hände gekommen ist, nicht meine Arbeit repräsentiert, etwa in der Weise wie das Geld, welches Semjon für das Zersägen des Holzes erhält, Semjons Arbeit repräsentiert? So kann denn in einer Gesellschaft, in welcher man sich mit Gewalt fremden Geldes bemächtigen kann,

oder in welcher der Besitz des Geldes gegen die andern Mitglieder der Gesellschaft durch Gewalt geschützt ist, das Geld nicht mehr schlechthin und für alle Fälle als Repräsentant der Arbeit gelten, sondern es wird bald Arbeit, bald Gewalt repräsentieren.

Das müßte so sein, wenn auch nur ein einziger Mensch gegen einen andern unter sonst vollkommen freien Verhältnissen Gewalt ausübte; unter den heutigen Verhältnissen jedoch, nachdem durch jahrhundertelang fortgesetzte Gewaltthaten aller Art Geld aufgehäuft worden ist, nachdem die Gewaltthätigkeit nur die Form gewechselt, nicht aber aufgehört hat, nachdem das Geld selbst, wie jedermann zugiebt, in seiner Anhäufung die Gewalt repräsentiert, nachdem das Geld als unmittelbares Arbeitsprodukt nur noch einen geringen Teil des Geldes überhaupt vorstellt, während die große Masse desselben nichts als Gewaltthaten jeder Art zum Ausdruck bringt — unter solchen Verhältnissen zu behaupten, daß das Geld die Arbeit desjenigen darstelle, der es besitzt, ist entweder ein augenscheinlicher Irrtum oder eine bewußte Lüge.

Man kann sagen, daß das so sein müßte, oder daß es wünschenswert wäre, niemals aber kann man sagen, daß es so ist.

Das Geld repräsentiert Arbeit. Ganz recht, es repräsentiert Arbeit, aber wessen Arbeit? In unserer Gesellschaft repräsentiert das Geld nur in den allerseltensten Fällen die Arbeit desjenigen, der es besitzt, vielmehr repräsentiert es fast immer die Arbeit anderer Menschen, und zwar entweder ihre frühere oder ihre zukünftige Arbeit; es repräsentiert die gewaltsam erzwungene Verpflichtung dieser anderen zur Arbeit. Das Geld in seinem eigentlichen Wesen und seiner

einfachsten Bestimmung nach die Summe gewisser festgesetzter Zeichen, deren Besitz das Recht, oder genauer gesprochen die Möglichkeit giebt, die Arbeit anderer Menschen für sich zu benutzen. In seiner idealen Bedeutung müßte das Geld dieses Recht oder diese Möglichkeit nur dann geben, wenn es selbst wieder Arbeit repräsentierte, dies aber könnte nur in einer Gesellschaft der Fall sein, die keine Art von Gewalt kennt. Sobald aber in der Gesellschaft die Gewalt herrscht, d. h. die Möglichkeit, sich fremde Arbeit zu nutzen zu machen, ohne eigene Arbeit gegenzuleisten, kommt auch diese Möglichkeit der Ausnutzung fremder Arbeit im Gelde zum Ausdruck.

Ein Gutsbesitzer hat seine Leibeigenen zu Naturalabgaben verpflichtet, sie haben ihm eine Menge von Leinwand, Getreide, Vieh oder eine entsprechende Geldsumme zu zahlen. Ein Bauernhof liefert ihm nun Vieh, statt der Leinwand aber zahlt er Geld. Der Gutsbesitzer nimmt dieses Geld nur deshalb an, weil er weiß, daß man ihm für dieses Geld mindestens so viel Leinwand anderweitig liefern wird, als er von jenem Hofe gefordert hatte. In der Regel wird er sogar etwas mehr Geld nehmen, um ganz sicher zu gehen, daß er zu jeder Zeit ebenso viel Leinwand bekommen wird. Dieses Geld repräsentiert also offenbar für den Gutsbesitzer ein Anrecht, oder vielmehr eine Anweisung auf die Arbeit dritter, noch nicht näher bestimmter Personen.

Der Leibeigene giebt das Geld, diese Anweisung auf noch unbekannte dritte Personen, deren es eine große Anzahl giebt, und die nicht zögern werden, für dieses Geld die betreffende Menge von Leinwand anzufertigen. Sie brauchen dasselbe vielleicht, weil sie dem Gutsbesitzer die Hammel nicht liefern können, die er von ihnen verlangt, und die sie

wiederum erst von denen erstehen müssen, welche die Hammel besitzen. Letztere wiederum nehmen das Geld für die Hammel, um es für das Getreide zu bezahlen, das sie anschaffen müssen, da ihnen ihr eigenes in diesem Jahre nicht geraten ist. Und wie hier, auf dem russischen Dorfe, so geht es im ganzen Staate und in der ganzen Welt zu.

Der Mensch verkauft die Produkte seiner früheren, gegenwärtigen und künftigen Arbeit, bisweilen auch seine Nahrung, größtenteils nicht darum, weil das Geld ein für ihn besonders erwünschtes Tauschmittel ist — denn er würde den Tausch auch ohne Geld mit Leichtigkeit vornehmen, er verkauft vielmehr jene Dinge einzig darum gegen Geld, weil dieses Geld von ihm mit Gewalt gefordert wird, als Garantie seiner Verpflichtung zur Arbeit.

Als der Beherrscher von Ägypten von seinen Sklaven Arbeit verlangte, leisteten sie ihm dieselbe, doch kam dabei nur ihre frühere, in fertigen Arbeitsprodukten verkörperte, und ihre gegenwärtige Arbeit in Frage: ihre zukünftige Arbeit konnte er nicht in Beschlag nehmen. Als jedoch die Geldmünzen in Gebrauch kamen und mit ihnen zugleich sich das Kreditwesen entwickelte, ward es möglich, auch seine zukünftige Arbeit gegen Geld hinzugeben. In einer Gesellschaft, in welcher Gewalt herrscht, repräsentiert das Geld lediglich eine neue Form von unpersönlicher Sklaverei, die an Stelle der persönlichen Sklaverei tritt. Der Sklavenbesitzer hat ein Recht auf die Arbeit dieses Peter, dieses Iwan, dieses Sidor. Der Besitzer des Geldes hat dort, wo das Geld von allen verlangt wird, ein Recht auf die Arbeit aller jenen namenlosen Menschen, welche an Geld Mangel leiden. Das Geld beseitigt alle jene Unannehmlichkeiten, welche mit der persönlichen Sklaverei für den Sklaven-

besitzer verbunden ist; es beseitigt damit auch alle menschlichen Beziehungen zwischen dem Herrn und dem Sklaven, welche die Härte der persönlichen Knechtschaft immerhin gemildert haben.

Ich behaupte nicht, daß eine solche Gestaltung der Dinge nicht vielleicht für die Entwickelung der Menschheit, für den Fortschritt u. s. w. notwendig sein könnte — ich bestreite das, wie gesagt, durchaus nicht. Es kam mir nur darauf an, mir die Bedeutung des Geldes deutlich zu machen und mir den Irrtum zu erklären, in dem ich mich wie so viele andere befand — den Irrtum, daß das Geld ein Repräsentant der Arbeit sei. Ich habe mich durch eigene Erfahrung davon überzeugt, daß das Geld nicht ein Repräsentant der Arbeit ist, sondern in den meisten Fällen ein Repräsentant der Gewalt oder gewisser ganz besonders verwickelter Kniffe und Listen, die sich in letzter Linie auf die Gewalt gründen. Das Geld hat in unserer Zeit jene ideale Bedeutung eines Repräsentanten der selbstgeleisteten Arbeit bereits vollständig verloren; eine solche Bedeutung hat es nur noch ganz ausnahmsweise, während es in den weitaus meisten Fällen lediglich das Recht oder die Möglichkeit repräsentiert, von der Arbeit anderer Leute Nutzen zu ziehen.

Die Verbreitung des Geldes, des Kredits und der mannigfaltigen geldvertretenden Wertzeichen befestigt diese Bedeutung des Geldes mehr und mehr. Geld ist so viel als die Möglichkeit oder das Recht, von der Arbeit anderer Leute Nutzen zu ziehen. Geld ist eine neue Form der Sklaverei, die sich von der alten Form lediglich durch die Unpersönlichkeit, durch die Aufhebung aller menschlichen Beziehungen zwischen dem Herrn und dem Sklaven unterscheidet.

Geld ist Geld, d. h. ein Wert, der sich selbst immer

gleich bleibt, der immer als normal und gesetzmäßig gilt, und dessen Gebrauch keineswegs als unsittlich betrachtet wird, wie etwa der Gebrauch des Rechts der persönlichen Sklaverei.

In meiner Jugend wurde in den Klubs das Lottospiel eingeführt. Alle drängten sich zu demselben, und viele haben sich durch dasselbe, wie man erzählte, ruiniert, haben ihre Familien unglücklich gemacht, haben Kronsgelder unterschlagen und sich erschossen. Das Spiel wurde verboten und ist bis auf den heutigen Tag verboten geblieben.

Ich erinnere mich, daß ich von alten Spielern, die keineswegs sentimental veranlagt waren, die Äußerung hörte, das Spiel sei deshalb so angenehm, weil man nicht sehe, wem man das Geld abnimmt, wie das bei andern Spielen der Fall ist; der Klubdiener brachte Spielmarken, die man statt des Geldes setzte, und wenn jemand verspielte, so sah man gar nicht, ob er sich über seinen Verlust ärgerte. Dasselbe geschieht auch beim Roulettespiel, das darum nicht ohne Grund verboten ist.

Und dasselbe geschieht beim Gelde. Ich bin der glückliche Besitzer des märchenhaften Heckrubels: ich schneide meine Coupons ab und halte mich von all den Angelegenheiten dieser Welt fern. Wem schade ich damit eigentlich? Ich bin ein seelensguter Mensch, der keinem etwas zu leide thut. Es ist ja nur ein Lotto- oder Roulettespiel, um das es sich handelt, bei dem ich nicht sehen kann, wer sich wegen eines Spielverlustes erschießt, wenn er mir nur die hübschen kleinen Coupons läßt, die ich sorgfältig unter einem rechten Winkel von den Scheinen abschneide.

Ich habe nie etwas anderes gethan, thue nichts anderes und werde nichts anderes thun, als jene hübschen Coupons

abschneiden, und ich bin tief durchdrungen von der Überzeugung, daß das Geld ein Repräsentant der Arbeit ist. Wirklich sonderbar! Und da spricht man noch von Wahnsinnigen! Kann es einen schrecklicheren Wahn geben, als diesen? Menschen, die in allen anderen Dingen so vernünftig und gebildet und vorurteilslos denken, führen ein so unvernünftiges Leben und können sich bei einer so unsinnigen Schlußfolgerung beruhigen! Die Coupons sollen Arbeit repräsentieren! Gewiß repräsentieren sie Arbeit, aber wessen Arbeit? Jedenfalls nicht die Arbeit desjenigen, der sie besitzt, sondern eben desjenigen, welcher arbeitet.

Die Sklaverei, heißt es, ist längst beseitigt. Sie ist in Rom und in Amerika und bei uns in Rußland beseitigt; aber das, was beseitigt ist, sind nur gewisse Gesetze, sind nur Worte, nicht Thatsachen. Die Sklaverei ist die Befreiung des einen Teils der Menschen von der Arbeit, welche zur Befriedung ihrer Bedürfnisse notwendig ist, durch Übertragung dieser Arbeit auf andere. Wo nun ein Mensch existiert, der nicht arbeitet — nicht deshalb, weil andere freiwillig für ihn arbeiten, sondern deshalb, weil er die rechtliche Möglichkeit besitzt, nicht zu arbeiten und andere zur Arbeit statt seiner zu zwingen — dort herrscht eben die Sklaverei. Und wo, wie in sämtlichen europäischen Gesellschaften, Menschen existieren, welche sich die Arbeit von Tausenden anderer Menschen zu nutze machen, und dies als ihr gutes Recht betrachten, dort existiert die Knechtschaft in ihren grausigsten Formen.

Geld ist gleichbedeutend mit Sklaverei; es hat denselben Zweck und dieselben Folgen. Sein Zweck ist für den Besitzenden die Befreiung von dem „Urgesetze," wie ein tiefdenkender Schriftsteller aus dem Volke es richtig nennt, oder,

wie wir es nennen: von dem natürlichen Gesetze des Lebens, dem Gesetze der eigenen, persönlichen Arbeit zur Befriedigung unserer Bedürfnisse. Und auch die Folgen des Geldbesitzes sind für den Besitzer dieselben, wie die Folgen der Sklaverei für den Sklavenbesitzer: die Entstehung und Erfindung immer neuer und neuer Bedürfnisse, die nie gestillt werden, nie eine Grenze finden, und Verweichlichung, Hilfs- und Sittenlosigkeit; für den Sklaven aber sind die Folgen dieses Verhältnisses: Erniedrigung und Herabwürdigung zur Stufe des Lasttieres.

Das Geld ist eine neue graufige Form der Sklaverei, welche, wie die alte Form der persönlichen Sklaverei, auf den Herrn wie auf den Sklaven entsittlichend wirkt, nur daß ihre Wirkung insofern noch schlimmer ist, als sie sowohl den Skalven wie den Herrn ihrer gegenseitigen, rein menschlichen Beziehungen enthebt.

Ich mußte mich jedesmal wundern über die oft wiederholten Worte: Ja, das ist sehr schön in der Theorie, wie stehen aber die Dinge in der Praxis? Als ob die Theorie, lediglich aus schönen Worten bestände, deren man bei der Unterhaltung bedarf, als ob sie nicht vielmehr als notwendige Grundlage jeglicher Praxis, d. h. aller menschlichen Thätigkeit zu dienen hätte. Es würde auf der Welt eine ganze Menge alberner Theorien geben, wenn eine so sonderbare Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis allgemein in Aufnahme kommen sollte. Die Theorie ist doch wohl nichts anderes als das, was der Mensch über eine Sache denkt, und die Praxis ist das, was er in dieser Sache thut. Wie kann nun ein Mensch denken, daß etwas so und so

gethan werden müsse und dabei selbst das Gegenteil davon thun? Wenn die Theorie des Brotbackens die ist, daß man den Teig zuerst einrührt und dann in den Ofen schiebt, so wird niemand, der diese Theorie kennt, das Gegenteil thun, es müßte denn ein Wahnsinniger sein. Bei uns indessen ist es einmal zur Mode geworden, zu sagen, daß „sei Theorie, wie aber stehe es mit der Praxis?“

In der Frage, um welche es sich für mich hier handelt, habe ich denn auch dasjenige bestätigt gefunden, was ich stets gedacht habe, daß nämlich die Praxis unerbittlich sich aus der Theorie ergiebt, daß sie diese nicht nur zu rechtfertigen hat, sondern daß sie genau dieselbe ist wie die Theorie, so zwar, daß, wenn ich den Gegenstand, über den ich nachdachte, richtig begriffen habe, ich denselben nicht anders betreiben kann, als ich ihn begriffen habe.

Ich wollte den Unglücklichen nur deshalb helfen, weil ich Geld besaß, und ich teilte in diesem Punkte die allgemeine Meinung, daß das Geld die Arbeit oder wenigstens etwas Rechtliches und sittlich Gutes vorstelle. Als ich jedoch dieses Geld zu verteilen begann, erkannte ich, daß ich lediglich die von mir angesammelten Wechsel auf die Armen verteilte. Ich erkannte, daß jegliche Verwendung des Geldes, sei es der Ankauf einer Sache oder ein Verschenken des Geldes, lediglich die Ausgabe eines Wechsels auf die Ausbeutung der Armen zu meinen Gunsten oder zu den Gunsten eines anderen ist.

Und so erkannte ich die Thorheit dessen, was ich zu thun im Begriff war: ich wollte den Armen helfen, indem ich die Armen ausbeutete. Ich erkannte, daß das Geld an sich nicht nur nichts Gutes, sondern vielmehr ein handgreifliches Übel ist, das den Menschen des besten Lebens-

gutes — der eigenen Arbeit und des Genusses dieser Arbeit — beraubt, und daß ich eben dieses Lebensgut mit keinem andern Menschen teilen kann, da ich es selbst nicht habe: ich habe keine Arbeit, habe nicht das Glück, meine eigene Arbeit zu genießen.

Man wird mir einwerfen, was denn eigentlich an dieser abstrakten Betrachtung über das Wesen des Geldes so Besonderes sei. Aber diese Betrachtung habe ich eben nicht als bloße theoretische Betrachtung angestellt, sondern deshalb, um die große Frage meines Daseins und meines Leidens zu entscheiden, und ich habe in dieser Betrachtung die Antwort auf die Frage gefunden, was ich zu thun habe.

Sobald ich begriffen hatte, was der Reichtum und was das Geld sei, ward mir nicht nur absolut klar und deutlich, was ich zu thun habe, sondern es ward mir auch klar und deutlich, was alle anderen zu thun haben, weil sie es nämlich unvermeidlich thun werden. Ich begriff im wesentlichen nur das, was ich längst wußte, die Theorie, die den Menschen seit den ältesten Zeiten, von Buddha wie von Jesaias, von Laotse wie von Sokrates überliefert worden ist, und die ganz besonders klar und deutlich uns von Jesus Christus und seinem Vorgänger, Johannes dem Täufer, überliefert wurde. Auf die Frage seiner Zuhörer, was sie thun sollten, antwortete Johannes der Täufer einfach, kurz und klar: Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat; und wer Speise hat, thue auch also (Luk. 3, 10. 11). Und dasselbe hat, nur noch unzweideutiger und klarer, auch Christus zu verschiedenen Malen ausgesprochen. Er sagte: Selig sind die Armen, wehe den Reichen. Er sagte, daß man nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen könne. Er verbot seinen Jüngern nicht nur, Geld zu nehmen, sondern auch,

zwei Kleider zu besitzen. Er sagte zu dem reichen Jüngling, daß er deshalb in das Reich Gottes nicht eingehen könne, weil er reich sei, und daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen würde, als daß ein Reicher in den Himmel einginge. Er sagte, daß derjenige, der nicht alles — Haus, Kinder und Äcker — verlasse, um ihm nachzufolgen, sein Schüler nicht sein könne. Er erzählte seinen Zuhörern das Gleichnis vom reichen Manne, der nichts Böses that, als daß er sich, wie auch unsere Reichen, in kostbare Gewänder kleidete und von schmackhaften Speisen und Getränken nährte und dadurch allein seine Seele ins Verderben stürzte, und vom armen Lazarus, der nichts Gutes that und nur deshalb ins Himmelreich einging, weil er ein Bettler war.

Diese Theorie war mir ziemlich geläufig gewesen, aber die falschen Lehren der Welt hatten sie in meinem Bewußtsein so verdunkelt, daß sie für mich eben zur Theorie wurde, in dem Sinne, den man dem Worte gewöhnlich beizulegen pflegt, das heißt eben: zu leeren Worten. Sobald es mir jedoch gelungen war, in meinem Bewußtsein die Sophismen der weltlichen Lehren zu vernichten, flossen Theorie und Praxis für mich völlig in einander, und die Wirklichkeit meines Lebens wie des Lebens aller Menschen erschien mir hinfort in einem neuen, klaren Lichte.

Ich begriff, daß der Mensch nicht allein deshalb lebt, um sein eigenes persönliches Wohl anzustreben, sondern unbedingt auch deshalb, um dem Wohle andrer Menschen zu dienen; daß, wenn man einen Vergleich aus dem Leben der Tierwelt nehmen will, wie das die Fürsprecher der Gewalt und des Kampfes ums Dasein mit Vorliebe thun, dieser Vergleich von den in Gesellschaften lebenden Tieren, wie die Bienen, genommen werden muß, und daß folglich der Mensch, um von der

in sein Herz gelegten Nächstenliebe zu schweigen, sowohl durch seine Vernunft als auch durch seine natürliche Veranlagung dazu berufen ist, andern Menschen sowie dem allgemeinen menschlichen Ziele zu dienen. Ich begriff, daß das natürliche Lebensgesetz für den Menschen nur dasjenige sein kann, bei dessen Befolgung er allein den Zweck seines Daseins erfüllen und daher glücklich sein wird. Ich begriff, daß diesem Gesetze dadurch zuwider gehandelt worden ist und noch zuwider gehandelt wird, daß die Menschen sich, wie die Raubbienen, mit Gewalt von der Arbeit befreien und die Arbeit anderer ausbeuten, indem sie diese Arbeit von den gesellschaftlichen Zwecken ablenken und zur Befriedigung ihrer persönlichen Gelüste verwenden, wodurch sie zuletzt, wie die Raubbienen, sich selbst zu Grunde richten. Ich begriff, daß die erste und ursprünglichste Form dieser Abweichung von dem natürlichen Gesetze in der groben Vergewaltigung der Schwächeren und der Frauen, in den Kriegen und der Kriegsgefangenschaft besteht, daß eine weitere Form dieser Abweichung in der persönlichen Sklaverei und eine dritte in der heut blühenden Geldherrschaft besteht. Ich begriff, daß das Geld eine versteckte, unpersönliche Sklaverei der Armen ist. Und nachdem ich so die Bedeutung des Geldes als eine Form der Sklaverei erkannt hatte, konnte ich nicht umhin, dasselbe zu verabscheuen und alles, was in meiner Macht lag, zu thun, um mich von demselben zu befreien.

Als ich Sklavenbesitzer war und das Unwürdige und Unsittliche dieses Verhältnisses erkannt hatte, strebte ich danach, mich von demselben zu befreien. Meine Befreiung bestand darin, daß ich mich bemühte, meine Herrenrechte so wenig als möglich geltend zu machen und selbst so zu leben, wie auch die andern so leben zu lassen, als ob diese Rechte überhaupt nicht vor-

handen wären. Ich kann nicht anders, als dasselbe auch hinsichtlich der gegenwärtig bestehenden Form der Knechtschaft thun: ich muß mein Recht auf die Arbeit andrer so wenig als möglich geltend machen, d. h. ich muß so wenig als möglich Leute in Dienst nehmen und so wenig als möglich kaufen.

Die Wurzel alles Sklaventums ist die Ausnutzung fremder Arbeitskraft, die mit der Ausübung eines Zwanges auf die andern verbunden ist, mag sich nun diese Ausnutzung auf mein persönliches Besitzrecht an dem Sklaven oder auf den Besitz des Geldes gründen, das dem andern unentbehrlich ist. Wenn ich nun die Ausnutzung fremder Arbeit verabscheue und für ein Übel halte, dann werde ich einfach mein Recht nicht ausüben und mein Geld nicht verwenden, ich werde niemanden zwingen, für mich zu arbeiten, und werde mich bemühen, jeden von der Arbeit, die er für mich verrichtet hat, zu befreien, was ich einzig und allein dadurch erreichen kann, daß ich mich ohne jene Arbeit behelfe, oder sie selbst verrichte.

Und diese so einfache und unumstößliche Forderung wird mein Leben bis in die geringsten Einzelheiten durchdringen, wird es von Grund aus umgestalten und mich mit einem Schlage von jener moralischen Pein befreien, welche ich beim Anblick der Leiden und der Verderbnis der Menschen empfand. Und mit einem Schlage werden jene drei Grundübel beseitigt werden, die es unmöglich machen, den Armen zu helfen, und die ich entdeckte, als ich den Ursachen meiner Mißerfolge auf dem Felde der Wohlthätigkeit nachspürte.

Das erste dieser Grundübel ist die Anhäufung der Menschen in den Städten und das Verschlingen der Reich-

tümer des Dorfes durch die Städte. Man braucht nur zu begreifen, daß jeder Kauf und jedes Mieten eine Anweisung auf die Ausbeutung der Armen ist, sich jedes Kaufes und jedes Mietens zu enthalten und seine Bedürfnisse selbst zu befriedigen, und kein einziger Mensch wird das Dorf, in dem er jedem Bedürfnis ohne Geld zu genügen vermag, verlassen und nach der Stadt ziehen, wo er alles kaufen und mieten muß; im Dorfe aber wird er wohl im Stande sein, den Bedürftigen zu helfen, wie ich selbst und jeder andere dies erfahren hat.

Das zweite Grundübel ist die Absonderung der Reichen von den Armen. Man braucht nur nicht zu kaufen und zu mieten und ohne Scheu vor irgend einer Arbeit seine Bedürfnisse selbst zu befriedigen, und die Scheidewand zwischen Reich und Arm wird sogleich verschwinden, der ehemalige Reiche aber, der den Luxus und die Dienstleistungen anderer verschmäht, wird in der Masse des arbeitenden Volks aufgehen, er wird Schulter an Schulter mit dem arbeitenden Volke stehen und im Stande sein, demselben zu helfen.

Das dritte Grundübel ist das Geld, dessen eigentliches Wesen mir zuerst durch jenes Schamgefühl klar wurde, welches ich empfand, als ich den Armen mit eben demselben Gelde helfen wollte, dessen Besitz, wie mich jenes Schamgefühl belehrte, ein unsittlicher war. Man braucht nur die Bedeutung, welche das Geld als Repräsentant der unpersönlichen Sklaverei in unserer Gesellschaft erhalten hat, klar zu erkennen, um nicht wieder in den Irrtum zu verfallen, als ob das Geld, das an sich selbst ein Übel ist, ein Werkzeug des Guten sein könnte, und um nicht nur kein Geld mehr zu erwerben, sondern, sich überhaupt von demselben zu befreien, damit man im Stande sei, den Menschen

Gutes zu thun, d. h., ihnen seine eigene Arbeit, nicht fremde Arbeit anzubieten.

Ich sehe, daß das Geld die Ursache der Leiden und der sittlichen Verderbnis der Menschen ist, und daß, wenn ich den Menschen helfen will, ich vor allem jene Leiden, denen ich abhelfen will, nicht erst selbst hervorrufen darf. Ich kam zu dem Schlusse, daß derjenige, welcher die Verderbnis und die Leiden der Menschen verabscheut, kein Geld gebrauchen darf, indem er in Gestalt des Geldes einen Wechsel auf die Ausbeutung der Armen ausgiebt und diese zwingt, für ihn zu arbeiten, und daß, um nicht die Arbeit anderer auszubeuten, er so wenig als möglich von andern verlangen und so viel als möglich selbst arbeiten muß. Ich kam auf einem langen Wege zu diesem unvermeidlichen Schlusse, den bereits vor tausend Jahren die Chinesen in einem Sprichwort ausgedrückt haben: Wenn es einen einzigen Menschen giebt, welcher müßig geht, so giebt es sicherlich einen zweiten, welcher Hungers stirbt.

Was also sollen wir thun? Die Antwort auf diese selbe Frage hat vor fast zweitausend Jahren Johannes der Täufer gegeben. Als das Volk ihn fragte: „Was sollen wir thun?“ antwortete er: „Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat, und wer Speise hat, thue auch also.“ Was heißt das nun — einen Rock von zweien und die Hälfte der Speise hingeben? Das heißt: den anderen alles hingeben, was man an überflüssigen Dingen besitzt, und in Zukunft den Menschen nichts mehr wegnehmen, was man nicht braucht.

Dieses Verfahren, das dem sittlichen Gefühle des Menschen eine vollkommene Befriedigung gewährt, lag mir

so nahe und liegt uns allen so nahe, und dennoch sehen wir es nicht, sondern suchen immer daneben.

Es kommt mir ganz so vor, als ob ich eine Person auf der Bühne sähe, die längst aufgetreten und von allen Zuschauern bemerkt worden ist, und die auch die übrigen Schauspieler sehen müssen, nur daß der Gang der Handlung es vorschreibt, daß die übrigen Personen sich so stellen, als ob sie die bereits anwesende Person nicht sähen und infolge ihrer Abwesenheit leiden. So suchen auch wir bei unseren Bemühungen, uns von unseren gesellschaftlichen Krankheiten zu kurieren, nach allen Richtungen: wir gefallen uns in allerhand gesetzlichem und ungesetzlichem, in wissenschaftlichem und philanthropischem Aberglauben und sehen dasjenige nicht, was uns zunächst liegt.

Wir verrichten unsere Notdurft in unseren Zimmern und verlangen, daß die andern die hierzu notwendigen Gefäße hinaustragen; dabei stellen wir uns so, als ob wir sie deshalb gar sehr bemitleiden und sinnen auf allerhand Mittelchen, um ihnen ihre Arbeit zu erleichtern — nur das einfachste Mittel fällt uns nicht ein: selbst die Gefäße hinauszutragen, wenn die Sache im Zimmer abgemacht werden soll, oder hinter die Scheune zu gehen.

Für denjenigen, welcher beim Anblick der menschlichen Leiden, die ihn rings umgeben, wahrhaft mitleidet, besteht das einzige, einfachste und leichteste Mittel, diese Leiden zu beseitigen und seinem eigenen Leben eine wahrhaft sittliche Grundlage zu geben, darin, daß er die von Christus bekräftigten Worte des Täufers befolgt: nicht mehr als einen Rock zu besitzen und kein Geld zu haben. Denn kein Geld zu haben heißt so viel, als die Arbeiten anderer nicht für sich benützen, und daher vor allem mit den eigenen Händen alles verrichten, was zu verrichten ist.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Die Sache ist so einfach und klar. Aber sie ist es nur dann, wenn die Bedürfnisse einfach sind. Ich lebe auf dem Dorfe, liege auf dem Ofen und zwinge meinen Nachbar, der mir Geld schuldet, für mich Holz zu spalten und meinen Ofen zu heizen. Es liegt auf der Hand, daß ich durch mein Faulenzen den Nachbar von der Verrichtung seiner eigenen Geschäfte abziehe. Aber das Faulenzen wird mir langweilig, und der Zwang, den ich auf den Nachbar ausübe, bedrückt mein Gewissen — nun, so gehe ich denn und zerspalte mir selbst mein Holz.

Aber das Übel der Sklaverei in ihren mannigfachen Formen ist so alt, und so viele künstliche Bedürfnisse sind bei den Sklavenhaltern im Laufe der Zeiten entstanden, so kompliziert und verflochten sind die Interessen der Menschen auf dieser Grundlage der Sklaverei geworden, so verweichlicht und sittlich entnervt ist seit vielen Generationen diese bedürfnisreiche Gesellschaft, so raffiniert und abwechselungsvoll hat dieselbe ihr Genußleben gestaltet und so viele Rechtfertigungsgründe hat sie für ihr üppiges und träges Leben ersonnen, daß ein Mensch, der oben auf der Leiter dieser Müßiggänger steht, keineswegs so leicht zur Erkenntnis seiner Schuld zu gelangen vermag, wie der Bauer, der seinen Nachbar zwingt, ihm den Ofen zu heizen.

Für die Leute, welche auf der obersten Staffel jener Leiter stehen, ist es in der That entsetzlich schwer, das zu begreifen, was von ihnen verlangt wird. Ihnen schwindelt der Kopf auf der Höhe dieser Lügenleiter, auf welcher sie stehen, wenn man ihnen jenen Platz auf der Erde zeigt, zu welchem sie hinabsteigen müßten, wenn sie, ich will nicht sagen, ein gutes, aber doch wenigstens ein menschliches, die andern nicht bedrückendes Leben führen sollen. Das ist der Grund,

weshalb jene einfache, durchsichtige Wahrheit diesen Menschen so sonderbar erscheint.

Einem Menschen, der zehn Leute zur Bedienung braucht, der Livreen, Kutscher, Köche, Gemälde, Klaviere besitzt, wird es ohne Zweifel sonderbar und sogar lächerlich erscheinen, was doch für jeden, ich will nicht sagen guten, aber doch unverdorbenen Menschen eine höchst einfache natürliche Verrichtung ist: sich beispielsweise selbst das Holz zu zerspalten, mit welchem seine Nahrung bereitet und sein Zimmer geheizt wird, sich selbst die Galloschen oder die Stiefel zu säubern, mit den er unvorsichtiger Weise in den Schmutz getreten ist, sich selbst das Wasser zu holen, mit dem er sich wäscht und, nachdem er sich gewaschen, es wieder hinauszutragen.

Außer dieser weiten Entfernung von der Wahrheit giebt es jedoch noch eine zweite Ursache, welche die Leute hindert einzusehen, daß sie zu jenen allereinfachsten und natürlichsten Verrichtungen verpflichtet sind, nämlich die durch das Geldregiment vielfach miteinander durchgeflochtenen und verwickelten Verhältnisse jenes Genußlebens, welches die Reichen führen. „Mein üppiges Leben giebt den Leuten Nahrung, wohin wird mein alter Kammerdiener sich wenden, wenn ich ihn entlasse? Wie? Wir sollten alles selbst thun, sogar die Kleider reinigen und Holz spalten? Wo bleibt dann eigentlich die Arbeitsteilung?

Heut früh ging ich durch den Korridor, in welchem gerade die Öfen geheizt wurden. Der Hausdiener heizte den Ofen, welcher das Zimmer meines Sohnes erwärmt. Ich betrat das Zimmer und fand meinen Sohn noch schlafend im Bette. Es war bereits elf Uhr morgens. Er hatte eine Ausrede: es war Feiertag, und seine Lektionen waren ausgefallen.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL · DRESDEN

Der schmucke, achtzehnjährige junge Mann, dem bereits der Bart sproßt, hat sich abends tüchtig satt gegessen und schläft nun bis elf Uhr. Der in gleichem Alter befindliche Hausdiener ist frühzeitig aufgestanden, hat eine ganze Menge anderer Arbeit verrichtet und heizt nun bereits den zehnten Ofen. Mein Sohn aber schläft. „Wenn der Hausdiener ihm doch wenigstens nicht den Ofen heizen wollte, um diesen glatten, trägen Körper noch obendrein zu wärmen!“ dachte ich bei mir. Sogleich jedoch erinnerte ich mich, daß derselbe Ofen auch das Zimmer der Wirtschafterin heizte, einer vierzigjährigen Frau, welche gestern bis drei Uhr nachts mit dem Souper zu thun hatte, an welchem auch mein Sohn teilgenommen hat, und die gleichwohl schon um sieben Uhr aufgestanden ist. Sie kommt vor sonstiger Arbeit nicht dazu, das Heizen selbst zu besorgen, und so heizt denn der Hausdiener statt ihrer, und unter ihrer Firma wärmt sich ein Faulenzer.

Es ist richtig, daß die Interessen aller miteinander verflochten sind, aber auch ohne lange Berechnung giebt das Gewissen eines jeden Antwort auf die Frage, auf wessen Seite die Arbeit, und auf wessen Seite die Trägheit ist. Abgesehen jedoch von dieser Antwort des Gewissens giebt auch jedes Haushaltungsbuch unzweideutige Auskunft: je mehr Geld jemand ausgiebt, desto träger ist er, d. h., desto mehr zwingt er andere, für ihn zu arbeiten; je weniger er ausgiebt, desto mehr muß er selbst arbeiten.

Aber was soll aus Handel und Gewerbe, was aus all den gesellschaftlichen Unternehmungen werden? Und endlich zum Schluß noch ein paar wuchtige Worte: die Kultur, die Wissenschaft, die Künste, was sollen die wohl anfangen?

Wenn ich am Leben bleibe, will ich diese Fragen Punkt

für Punkt im einzelnen beantworten; vorläufig jedoch will ich als Antwort auf dieselben nur noch das Nachfolgende erzählen.

Eines Tages, im März vorigen Jahres, kehrte ich in Moskau spät abends nach Hause zurück. Als ich über das Jungfernfeld schritt und eben im Begriff war, in die Chamownitscheski-Gasse einzulenken, erblickte ich vor mir im Schnee zwei dunkle Gestalten, von denen sich eine auf der Erde zu wälzen schien. Ich hätte nicht weiter darauf geachtet, wenn ich nicht gleichzeitig einen Polizisten erblickt hätte, der im Eingang der Gasse stand und eine jener beiden Gestalten anrief.

„Na, warum bringst du sie denn nicht, Wassili?“ ließ er sich vernehmen.

„Sie will nicht kommen,“ lautete die Antwort. Gleich darauf näherten sich die beiden dunklen Gestalten dem Polizisten.

Ich blieb stehen und fragte den Polizisten, was die Sache zu bedeuten habe.

„Man hat ein paar Mädel in Rschanows Haus arretiert,“ versetzte er, „und die eine ist zurückgeblieben und will nicht gehen.“

Ein Hausknecht in einem Schafpelz führte die Arrestantin oder stieß sie vielmehr vorwärts, indem er hinter ihr herging. Wir alle — der Polizist, der Hausknecht und ich — trugen warme Winterkleider, nur sie allein hatte ein Sommerkleid an und ein leichtes Tuch auf dem Kopfe. Sie war klein von Wuchs, hatte unverhältnismäßig breite Hüften und kurze Beine und machte ganz den Eindruck einer Mißgeburt.

„Deinetwegen stehn wir nun hier, du Luder!“ schrie der Polizist sie an. „Willst du gehen oder nicht? Wart', ich will dich lehren.“

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Er war offenbar müde, und die Geduld ging ihm aus. Sie ging ein paar Schritte und blieb dann wieder stehen.

Der Hausknecht, ein gutmütiger alter Mann, den ich von früher her kannte, zog sie an der Hand vorwärts.

„Marsch doch, was bleibst du denn stehen?“ rief er, indem er sich zornig stellte.

Sie begann zu wanken und kreischte mit heiserer Stimme auf.

„Daß dich doch! Stoßen wird sie! Vorwärts!“

Sie stand ein Weilchen und ging dann weiter. Ich folgte ihnen.

„Wirst noch erfrieren,“ sagte der Hausknecht zu ihr.

„Unsereins erfriert nicht, ich bin feurig,“ entgegnete sie.

Sie wollte scherzen, ihre Worte klangen jedoch wie ein Vorwurf.

An der Laterne, welche in der Nähe unseres Hauses steht, blieb sie wiederum stehen, stützte sich oder legte sich vielmehr auf den Zaun und begann mit ihren frosterstarrten, steifen Händen irgend etwas in ihren Kleidern zu suchen. Ihre Begleiter schrieen von neuem auf sie los, sie aber fuhr fort zu suchen und murmelte etwas vor sich hin. Endlich holte sie eine Zigarrette und Schwefelhölzer aus ihrer Tasche hervor.

Ich war in einiger Entfernung stehen geblieben — es war mir peinlich, an ihr vorüberzugehen, aber ebenso peinlich war es mir, so nach ihr hinzustarren. Ich faßte endlich einen Entschluß und trat an sie heran. Sie lag mit der Schulter auf dem Zaun auf und schlug mit der offenen Schwefelholzschachtel gegen den Zaun, so daß die Schwefelhölzer zu Boden fielen. Ich betrachtete ihre Züge; dieselben hatten etwas Frühreifes, Greisenhaftes — ich schätzte sie auf

etwa dreißig Jahre. Ihr Teint war schmutzig, ihre kleinen, trüben Augen zeugten von reichlichem Branntweingenuß; die Nase hatte die Form eines Knopfes, der Mund war schief, Speichel bedeckte die in den Mundwinkeln herabgezogenen Lippen, und ein kurzes Büschel trockener Haare sah unter dem Tuche hervor. Die Taille war lang und flach, die Arme ebenso kurz wie die Beine.

Ich blieb ihr gegenüber stehen. Sie blickte mich an und lachte, als ob sie alle meine Gedanken erriete.

Ich fühlte, daß ich nicht umhin konnte, sie auzusprechen. Ich wollte ihr zeigen, daß ich sie bedauere.

„Haben Sie noch Eltern?“ fragte ich.

Sie lachte heiser, dann riß sie die Augen weit auf und fixierte mich.

„Haben Sie Eltern?“ wiederholte ich meine Frage.

Sie lächelte mit spöttischem Ausdruck, als ob sie sagen wollte: „Was für komische Fragen der Mensch stellt!“

„Eine Mutter hab' ich,“ antwortete sie. „Weshalb frägst du?“

„Und wie alt sind Sie?“

„Im sechzehnten Jahre,“ sagte sie ohne Besinnen — offenbar war ihr diese Frage schon oft gestellt worden.

„Na, nu vorwärts, marsch, sonst erfriert man hier noch,“ fuhr der Polizist sie an.

Sie richtete sich an dem Zaune hoch und schwankte die Gasse hinunter, nach der Polizeiwache zu. Ich aber trat durch die Gartenpforte in mein Haus und fragte, ob meine Töchter zuhause wären. Man sagte mir, daß sie irgendwo zum Souper gewesen wären, sich sehr gut amüsiert hätten und bereits schliefen.

Am nächsten Morgen wollte ich nach der Polizei gehen,

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL·DRESDEN

um zu hören, was mit der Unglücklichen geworden. Ich hatte mich bereits früh zum Ausgehen bereit gemacht, als bei mir einer jener Adligen vorsprach, die infolge ihrer Charakterschwäche von dem glatten Wege des ihnen zur Gewohnheit gewordenen Herrenlebens abgeirrt waren und nun abwechselnd sich bald aufrafften, bald wieder zu Fall kamen. Ich kannte ihn schon seit drei Jahren. In diesen drei Jahren hatte er bereits zu verschiedenen Malen alles, was er besaß und was er am Leibe hatte, vertrunken, und auch diesmal befand er sich wieder in einer ähnlichen Lage: er nächtigte in Rschanows Haus und brachte die Tage zumeist bei mir zu. Er trat mir in der Hausthür entgegen, und ohne auf das zu hören, was ich ihm sagte, begann er zu erzählen, was in der letzten Nacht bei ihnen in Rschanows Haus geschehen war. Mitten in seiner Erzählung hielt er plötzlich ein, brach in ein Schluchzen aus und kehrte sein Gesicht der Wand zu. Er ist ein alter Mann, der viel vom Leben gesehen hat und nicht leicht von etwas ergriffen wird. Folgendes war der Inhalt seiner Erzählung, die sich, als ich an Ort und Stelle nachforschte, als vollkommen wahrheitsgetreu erwies. Ich habe verschiedene neue Einzelheiten, die ich selbst noch in Erfahrung brachte, hier sogleich mit eingefügt.

Unter den häufig wechselnden, teils männlichen und teils weiblichen Nachtgästen des Quartiers Nummer 32, in welchem mein Freund für 5 Kopeken täglich herbergte, befand sich auch eine Wäscherin, eine sanfte, hübsche, jedoch kränkliche Blondine von etwa 30 Jahren. Die Wirtin des Quartiers lebte mit einem Fährmann in wilder Ehe, der im Sommer ein Boot hält und im Winter vom Vermieter des Quartiers seinen Unterhalt bestreitet. Das Lager ohne

Kissen kostet 3 Kopeken, das Lager mit Kissen 5 Kopeken. Die Wäscherin lebte bereits seit einigen Monaten in diesem Quartiere, in letzter Zeit jedoch hatte sie sich dadurch unbeliebt gemacht, daß sie hustete und die anderen Weiber im Schlafe störte. Eine achtzigjährige, halbverrückte Alte, die gleichfalls ein ständiger Gast dieses Quartiers war, war der Wäscherin ganz besonders feindlich gesinnt und setzte ihr zu, wo sie nur konnte, weil sie die ganze Nacht hindurch „külstere wie ein Schaf." Die Wäscherin nahm alles schweigend hin — sie war seit einiger Zeit das Quartiergeld schuldig und fühlte, daß sie im Unrecht war. Sie ging immer seltener und seltener zur Arbeit — die Kräfte reichten nicht hin — und so ward ihre Schuld bei der Wirtin immer größer. In der letzten Woche war sie gar nicht ausgegangen und hatte der Alten, welche gleichfalls zuhause geblieben war, durch ihren Husten das Leben vergiftet. Vor vier Tagen nun hatte die Wirtin der Wäscherin das Quartier aufgekündigt: sie war bereits sechzig Silberkopeken schuldig, und es war keine Aussicht vorhanden, daß sie dieselben jemals würde bezahlen können. Jeder Platz war Geld wert, denn die Kojen wurden gut besucht. Die Weiber aber hörten nicht auf, sich über den ewigen Husten der Wäscherin zu beklagen.

Als die Wirtin der Wäscherin gekündigt hatte, geriet die Alte ganz außer sich vor Freude und stieß die Wäscherin auf den Hof hinaus. Die letztere ging, nach einer Stunde jedoch kehrte sie wieder zurück, und die Wirtin hatte nicht den Mut, sie nochmals hinauszuwerfen. Auch am zweiten und dritten Tag trieb sie sie nicht fort.

„Wohin soll ich denn gehen?" hatte die Unglückliche gefragt.

Am dritten Tage jedoch holte der Liebhaber der Wirtin

ein geborener Moskauer, der da weiß, was sich gehört und die Ordnung der Dinge kennt, einen Polizisten herbei. Der Polizist erschien, mit Säbel und Pistole bewaffnet, in dem Quartier und führte die Wäscherin, indem er ihr in höflicher Weise irgend etwas klar zu machen suchte, auf die Gasse hinaus.

Es war ein klarer, sonniger, dabei jedoch frostiger Märztag. Kleine Wasserbäche waren hier und da sichtbar, die Hausknechte hackten das Eis auf dem Trottoir auf und die Schlittendroschken glitten über die glatte Schneedecke hin. Die Wäscherin ging auf der Sonnenseite die Gasse hinauf, erreichte die Kirche und ließ sich, gleichfalls auf der Sonnenseite, auf den Kirchenstufen nieder. Als jedoch die Sonne hinter den Häusern verschwand und die Wasserbäche sich mit einer glitzernden, dünnen Eisscheibe bedeckten, begann die Wäscherin ganz unerträglich zu frieren. Sie erhob sich und schleppte sich vorwärts . . . wohin? Nachhause, in jenes einzige Haus, das sie in letzter Zeit gekannt, wo sie die letzten Monate zugebracht hatte. Ab und zu blieb sie stehen, um Atem zu schöpfen. Als sie endlich an das Haus gelangte, war es dunkel geworden. Sie lenkte in den Thorweg ein, glitt aus und fiel mit einem Seufzer zu Boden.

Der eine und andere ging vorüber und dachte: „Eine Betrunkene.“ Ein dritter stolperte über sie und sagte zum Hausknecht: „Was für eine Säuferin liegt denn da im Hausflur? Bringt sie doch weg, ich wäre beinahe über sie gefallen. Den Hals kann man sich noch brechen.“

Der Hausknecht sah nach der Wäscherin — sie war tot. Soweit die Erzählung meines adeligen Freundes.

Man wird vielleicht glauben, daß ich die beiden Thatsachen — das Zusammentreffen mit der fünfzehnjährigen Prostituierten und die Geschichte der Wäscherin — künstlich

kombiniert habe, allein die beiden Thatsachen haben sich wirklich in einer und derselben Nacht, im März des Jahres 1884 ereignet. Nachdem ich die Erzählung meines Freundes angehört hatte, begab ich mich zunächst nach der Polizeiwache, um dann in Rschanows Haus näheres über das Schicksal der Wäscherin zu erfahren. Es war, wie tags vorher, ein prächtiger, sonniger Wintertag, die glitzernde Oberfläche der Schneedecke zerschmolz in den warmen Strahlen, vom Flusse her vernahm man das Rauschen der Wellen, die Spatzen hüpften in ihrem fuchsroten Winterkleide auf den Straßen umher, und auch die Menschen wären gern lustig gewesen, wenn sie nur nicht so viele, viele Sorgen gehabt hätten. Man hörte das Geläute der Kirchenglocken, von dem sich wie von einem Hintergrunde die Gewehrschüsse auf den benachbarten Scheibenständen abhoben.

Ich kam in das Polizeigebäude. Ein paar bewaffnete Polizisten führten mich zu ihrem Vorgesetzten, der gleichfalls mit Säbel und Pistole bewaffnet war. Er war gerade damit beschäftigt, bezüglich eines zerlumpten, ganz erfrorenen alten Mannes, der vor ihm stand und vor Schwäche die an ihn gestellten Fragen nicht zu beantworten vermochte, irgend welche Anordnungen zu treffen. Als er mit demselben fertig war, wandte er sich zu mir. Ich fragte nach dem Mädchen, das man gestern arretiert hatte. Er hörte mir anfangs mit Aufmerksamkeit zu, dann aber lächelte er darüber, daß ich nicht wußte, weshalb man diese Art Mädchen zur Wache bringt, und vor allem darüber, daß ich über ihre Jugend erstaunt war.

„Aber ich bitte Sie — es giebt welche von 12, von 13, von 14 Jahren und so weiter," versetzte er munter.

Als ich nach „der von gestern" fragte, erklärte er mir,

daß sie jedenfalls nach dem „Komitee“ gebracht worden sei. Auf meine Frage, wo sie die Nacht zugebracht habe, gab er eine unbestimmte Antwort. Er erinnerte sich übrigens derjenigen nicht, welche ich meinte — es werden ihrer täglich so viele eingebracht.

Als ich im Rschanowschen Hause eintraf und nach Nummer 32 ging, fand ich bereits den Küster vor, der über der Leiche der Wäscherin ein Gebet las. Man hatte sie in ihre alte Koje gelegt, und die Bewohner des Quartiers, diese Hungerleider, hatten Geld gesammelt, um einen Sarg und ein Leichenhemd zu kaufen und den Küster kommen zu lassen. Die Weiber hatten sie angekleidet und auf ihr Bett gelegt. Neben dem Küster stand auf der einen Seite ein Weib in einem wattierten Umhang, mit einer Wachskerze in der Hand, und auf der anderen Seite, gleichfalls mit einer Wachskerze, ein Mann — oder richtiger ein Herr — in einem sauberen Paletot mit Pelzkragen, in glänzenden Galoschen und gestärktem Oberhemde. Er war der Bruder der Verstorbenen, den man aufgefunden und an ihr Totenbett geholt hatte.

Ich ging an der Toten vorüber in die Kammer der Wirtin und fragte nach den Einzelheiten des Falles. Die Wirtin erschrak anfangs über meine Fragen — sie fürchtete offenbar, daß man ihr irgend eine Schuld zuschreiben würde — dann aber kam sie ins Sprechen und erzählte mir alles. Beim Verlassen des Quartiers warf ich noch einen Blick auf die Tote. Alle Toten sind gut, diese aber machte einen ganz besonders guten und rührenden Eindruck; das reine, bleiche Gesicht mit den geschlossenen, unter den Lidern groß heraustretenden Augen, den eingefallenen Wangen und dem weichen blonden Haar über der hohen Stirn — es war ein müdes,

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

gutes Gesicht, nicht mit dem Ausdruck der Trauer, sondern mit dem des Erstaunens. Und in der That, wenn die Lebenden mit Blindheit geschlagen sind, so müssen die Toten erstaunen.

An dem Tage, da ich diese beiden Geschichten niederschrieb, fand in Moskau ein großer Ball statt. Ich verließ um neun Uhr abends das Haus. Ich wohne in einer Gegend, in welcher es zahlreiche Fabriken giebt. Kurz bevor ich ausging, hatte ich die langgezogenen Pfiffe dieser Fabriken vernommen, die nach einer Woche rastloser Arbeit das Volk für einen freien Tag hinausließen.

Ich überholte viele der Fabrikarbeiter und ward wiederum von vielen überholt, die nach den Theeschenken und Branntweinläden strömten. Viele waren bereits betrunken; viele hatten Weiber bei sich.

Ich lebe mitten in diesem Fabriktreiben. Jeden Morgen um fünf Uhr ertönt der erste Pfiff, dann der zweite, dritte, zehnte und so weiter. Jeder einzelne dieser Pfiffe hat seine besondere Bedeutung: jetzt beginnt die Arbeit der Frauen, jetzt die der Kinder, jetzt die der Greise. Um acht Uhr beginnt das Pfeifen von neuem — eine halbstündige Pause tritt ein; um zwölf Uhr pfeift es zu der einstündigen Mittagspause und um acht Uhr zum Feierabend.

Ein sonderbarer Zufall will es, daß die drei Fabriken in meiner nächsten Nachbarschaft nur solche Artikel fabrizieren, welche bei Bällen gebraucht werden: in der einen werden Strümpfe, in der andern Seidenwaren, in der dritten Parfüms und Pomaden erzeugt.

Man kann diese Pfiffe hören und ihnen eine rein zeitliche Bedeutung beilegen, indem man sich z. B. sagt: „Jetzt pfeift's — nun ist es Zeit, spazieren zu gehen.“ Man kann

jedoch auch mit diesen Pfiffen die Vorstellung dessen verbinden, was sie in Wirklichkeit bedeuten, nämlich: der Pfiff um fünf Uhr bedeutet, daß sich jetzt Tausende von Menschen, Männer und Weiber, die in bunter Reihe durcheinander in einem feuchten Keller geschlafen haben, im Dunkeln von ihrem Lager erheben, um in die von dröhnenden Maschinen erfüllten Fabrikräume zu eilen und dort an eine Arbeit zu gehen, von der sie weder Zweck noch Ende absehen können, und bei dieser Arbeit in Hitze, Dunst und Schmutz mit kleinen Unterbrechungen bis zu zwölf Stunden und länger auszuhalten. Und dann gehen sie schlafen, um am Morgen wiederum aufzustehen und so immer und immer dieselbe, für sie selbst ganz zwecklose Arbeit zu verrichten, zu der sie einzig und allein durch die Not gezwungen werden.

Und so geht es eine Woche um die andere, immer nur mit Unterbrechung durch die Feiertage — und ein solcher Feiertag ist es, zu dem sie heut entlassen worden sind.

Sie kommen auf die Straßen hinaus, und überall sehen sie Theehäuser und kaiserliche Branntweinschenken und Frauenzimmer. Und nun schlendern sie Hand in Hand von einer Schenke zur andern, betrunken, am Arme eines Frauenzimmers von der Art wie jenes, das nach der Wache geführt wurde, und sie mieten Droschken, und sie zechen und schimpfen und wanken hin und her und reden ein Zeug zusammen, das sie selbst nicht verstehen. Ich hatte dieses Treiben der Fabrikarbeiter früher äußerst widerwärtig gefunden und sie wegen desselben fast gescholten; seit ich jedoch Tag für Tag diese Pfiffe höre und ihre Bedeutung kenne, wundre ich mich nur darüber, daß diese Männer nicht alle ohne Ausnahme zu jenen Gaunerbanden, jenen „goldenen Rotten“ gehören, deren Moskau so viele hat, und daß diese Weiber

nicht alle auf dem gleichen Standpunkte stehen wie jenes Frauenzimmer, das ich vor meinem Hause angesprochen.

Zwei Stunden lang beobachtete ich so dieses Treiben der Fabrikarbeiter auf den Straßen und Gassen, bis es gegen elf Uhr nachts allmählich stiller ward. Hier und da sah man einen Betrunkenen oder einen Lärmmacher, der von einem Polizisten zur Wache geführt wurde. Und nun erschienen auf einmal von allen Seiten Equipagen, die alle nach derselben Richtung fuhren. Auf dem Bock saßen Kutscher in warmen Pelzen und geckenhaft gekleidete Lakaien. Die feisten, fetten Traber, die gegen den Frost mit geschmackvollen Schabracken geschützt sind, jagen mit einer Schnelligkeit von zwanzig Werst in der Stunde dahin. Im Innern der Wagen sitzen, in weite Radmäntel gehüllt, die Damen, aufs höchste besorgt darum, daß ihre Blumen und Frisuren nicht zerdrückt werden. Alles, vom Pferdegeschirr angefangen, die Wagen, die Gummiräder, das Livreetuch für den Kutscher, die Strümpfe und Schuhe, die Blumen, Handschuhe Wohlgerüche, der Sammt, die Seide — alles das ist von jenen Leuten angefertigt, die jetzt teils betrunken auf ihr hartes Lager niedergesunken sind, teils mit den Prostituierten in die Herbergshäuser gegangen sind, teils wegen Ruhestörung auf die Polizeiwachen gebracht wurden. Und mit all jenem, von diesen Leuten gefertigten Schmucke angethan, fahren nun die vornehmen Herrschaften zum Balle, und es kommt ihnen nicht im geringsten in den Sinn, daß zwischen diesem Ball und jenen betrunkenen Arbeitern, die da über den Weg schwanken und von den Kutschern angefahren werden, irgend ein Zusammenhang bestehen könnte.

Diese Herrschaften fahren mit dem ruhigsten Gewissen und in der Überzeugung, daß sie nicht nur nichts Böses,

sondern sogar etwas sehr Gutes und Schönes vorhaben, zum Balle, um sich zu amüsieren. Und nun amüsieren sie sich von 11 Uhr abends bis 6 Uhr morgens, in dunkler Nacht, zu derselben Zeit, da sich Tausende mit leerem Magen in den Nachtherbergen wälzen und einige, gleich jener unglücklichen Wäscherin, sterben.

Das Amüsement dieser Leute besteht darin, daß Frauen und Mädchen, indem sie ihre Brüste entblößen und ihr Rückenteil durch einen künstlichen Aufsatz verunzieren, sich in einen derart unanständigen Zustand versetzen, daß ein unverdorbenes weibliches Wesen sich um keinen Preis der Welt einem Manne in solchem Zustande zeigen würde; in diesem halbnackten Zustande, mit bloßgelegten nackten Brüsten bis zu den Schultern hinauf entblößten Armen, falschen Aufsätzen auf dem Rückenteil und prall über die Hüften gezogenen Kleidern erscheinen Frauen und Mädchen, deren erste Tugend doch von jeher die Schamhaftigkeit war, bei hellster Beleuchtung unter fremden Männern, die gleichfalls in unanständig knappen Kleidern stecken, und sie lassen sich von diesen Männern umfassen und beim Klange einer betäubenden Musik im Kreise herumschwenken. Alte Weiber, nicht selten in gleicher Weise entblößt, wie die jungen, sitzen da und schauen zu, indem sie dabei allerhand Süßigkeiten verzehren; dasselbe thun auch die alten Männer. Kein Wunder, daß diese Dinge zur Nachtzeit betrieben werden, wenn alles Volk schläft, damit niemand es sehe. Doch nein, das geschieht nicht deshalb, weil man sich verstecken will — im Gegenteil, diese Leute glauben, daß sie durchaus nichts zu verbergen haben, daß das, was sie thun, etwas sehr Lobenswertes ist, daß sie durch ihr Amüsement, bei welchem die qualvolle Arbeit von Tausenden von Menschen ver-

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

geudet wird, nicht nur niemanden schädigen, sondern daß sie vielmehr durch dasselbe den armen Leuten zu Brot verhelfen.

Es mag sein, daß es auf den Bällen recht lustig zugeht. Wie aber ist das möglich? Wenn wir mitten unter uns einen Menschen unserer Kreise sehen, der nichts gegessen hat und friert, so genieren wir uns, lustig zu sein, und stellen unsere Lustigkeit so lange ein, bis jener gegessen und sich erwärmt hat; ganz zu schweigen davon, daß man sich kaum einen Menschen vorzustellen vermag, der sich an einer Lustbarkeit beteiligt, von welcher er weiß, daß sie anderen Leiden verursacht. Wir finden doch auch das Benehmen jener bösen Knaben abscheulich, die sich damit belustigen, den Schwanz eines Hundes in einen zerspaltenen Stock zu klemmen und den Hund mit dem Stocke laufen zu lassen.

Sind wir denn nun hier, bei unseren Amüsements, so vollständig mit Blindheit geschlagen, daß wir den zerspaltenen Stock nicht sehen, in den wir die Schwänze aller jener Menschen eingeklemmt haben, die um unseres Amüsements willen harte Leiden erdulden?

Wir leben so, als ob gar kein Zusammenhang bestände zwischen jener sterbenden Wäscherin und jener fünfzehnjährigen Prostituierten einerseits und unserem Leben andererseits — und doch muß dieser Zusammenhang uns grell in die Augen stechen.

Wir können wohl entgegnen, daß wir nicht persönlich den Schwanz in den Stock geklemmt haben, doch haben wir nicht das mindeste Recht, zu bestreiten, daß unsere Amüsements nicht möglich wären, wenn der Schwanz nicht eingeklemmt wäre. Wir sehen nicht, welcher Zusammenhang zwischen der Wäscherin und unserem Luxusleben besteht, aber nicht

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL·DRESDEN

deshalb sehen wir es nicht, weil etwa ein solcher Zusammenhang nicht besteht, sondern einzig deshalb, weil wir einen Schirm vor uns aufgestellt haben, um eben nichts zu sehen.

Wenn dieser Schirm nicht existierte, würden wir sehr wohl sehen, was nicht zu übersehen.

Ist doch jede der Damen, die in einem Kleide für 150 Rubel zu jenem Balle gefahren ist, nicht auf einem Balle oder in einem Garderobenmagazin geboren worden; sie hat vielmehr auf dem Dorfe gelebt und Bauern gesehen, sie kennt ihre Amme und ihre Kammerjungfer, deren Väter und Brüder arm sind, die es als das Ziel ihres langen, arbeitsreichen Lebens betrachten, 150 Rubel zum Ankauf eines eigenen Häuschens zu ersparen. Sie kannte diese Dinge — wie konnte sie also lustig sein, da sie wußte, daß sie auf ihrem halbentblößten Leibe jenes Häuschen trug, von welchem der Bruder ihrer treuen Kammerjungfer sein Leben lang schwärmt?

Angenommen jedoch, daß sie zu einer derartigen Kombination nicht imstande — dann muß sie immerhin wissen, daß Sammet und Seide, Blumen, Spitzen und Kleider nicht von selbst wachsen, sondern von Menschen angefertigt werden, und auch das muß sie wissen, was für Menschen das sind, unter was für Bedingungen und warum sie jene Gegenstände anfertigen. Sie muß wissen, daß die Nähterin, welche sie noch obendrein gescholten hat, ihr das Kleid durchaus nicht aus persönlicher Liebe zu ihr gemacht hat, sondern einfach durch Not gedrungen, um ihr Leben zu fristen, und den gleichen Schluß kann sie auch bezüglich der Spitzen, der Blumen und des Sammets ziehen.

Aber vielleicht ist das Hirn dieser Damen so umnebelt, daß sie auch dieser Einsicht nicht fähig sind. Nun, dann

müssen sie doch wenigstens wissen, daß fünf oder sechs alte, ehrbare, vielleicht kranke Leute, Lakaien, Kammerjungfern u. s. w. ihretwegen nicht geschlafen haben und um sie beschäftigt gewesen sind. Sie haben ihre müden, düstern Gesichter gesehen und sie wissen auch, daß während dieser ganzen Nacht, in welcher das Thermometer 28 Grad Kälte zeigt, ihr alter Kutscher draußen auf dem Bocke sitzt.

Aber ich weiß, daß diese Damen auch das nicht sehen. Und wenn sie, diese jungen Frauen und Mädchen, unter dem hypnotisierenden Einfluß des Balles alle diese Dinge nicht sehen, dann kann man sie schließlich nicht verurteilen. Denn diese armen Geschöpfe thun nur das, was die älteren Leute für gut halten — wie aber können diese älteren Leute ihre Grausamkeit gegen die Menschen rechtfertigen?

Diese älteren Leute haben immer eine Ausrede bei der Hand: „Ich zwinge ja niemanden, — die Sachen kaufe ich, und die Leute, die Kammermädchen und Kutscher, miete ich. Kaufen und mieten ist doch nichts Böses! Wie gesagt, ich zwinge niemanden — was kann also Tadelnswertes daran sein?“

In diesen Tagen besuchte ich einen Bekannten. Als ich das eine seiner Zimmer durchschritt, war ich sehr erstaunt, bei ihm, dem Junggesellen, zwei Frauen an einem Tische sitzend zu finden. Eine magere, vorzeitig gealterte Frau von vielleicht dreißig Jahren führte mit ihren Händen irgend eine Manipulation aus, und zwar mit so nervöser Hast und so erstaunlicher Schnelligkeit, daß man glauben konnte, sie sei von Krämpfen befallen. Ihr gegenüber saß ein junges Mädchen, welches mit derselben nervösen Schnelligkeit arbeitete. Beide waren wie vom Veitstanz befallen. Ich trat an sie heran, um zu sehen, was sie da trieben,

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

und sie blickten mich an, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen. Vor ihnen lagen Häufchen von Tabak und Papierhülsen — sie machten Zigarretten. Die ältere Frau zerrieb den Tabak zwischen ihren Handflächen, füllte ihn in die kleine Maschine, stieß ihn in die Hülsen und warf diese dem Mädchen zu. Das Mädchen rollte die Hülsen zusammen und legte sie auf die Seite. Alles das geschah mit solcher Schnelligkeit und solcher Anspannung, daß es sich jemandem, der es nicht gesehen hat, nicht beschreiben läßt. Ich drückte ihnen mein Erstaunen über diese Schnelligkeit aus.

„Seit vierzehn Jahren habe ich nichts anderes gethan — wie soll es mir dann schwer fallen?“ versetzte die ältere der Beiden. „Freilich, der Geruch ist unangenehm, und es schmerzt in der Brust.“

Sie brauchte das nicht erst auszusprechen — ein Blick auf das junge Mädchen genügte. Letzteres betrieb die Sache erst seit zwei Jahren, aber jeder, der es bei dieser Beschäftigung sehen würde, müßte sagen, daß dieser kräftige Organismus infolge solcher Arbeit bereits zu zerfallen begann.

Mein Bekannter, ein gutmütiger, liberal gesinnter Mensch, hat diese beiden Frauen zum Anfertigen von Zigarretten gemietet und zahlt ihnen 2 Rub. 50 Kop. für das Tausend. Er besitzt Geld und giebt es für geleistete Arbeit hin — was liegt darin Schlimmes? Mein Bekannter steht um zwölf Uhr mittags auf. Den Abend, von sechs bis zwei Uhr, bringt er beim Kartenspiel oder am Klavier zu; alle Arbeiten werden von anderen für ihn verrichtet. Das Rauchen hatte er sich erst ganz kürzlich angewöhnt — es war eine neue Abwechslung in seinem genußreichen Leben.

Da ist diese Frau und dieses Mädchen, die mit knapper Not ihren Lebensunterhalt verdienen, indem sie sich in

Maschinen verwandeln und durch das Einatmen des Tabaksdunstes ihre Lebenskraft zerstören. Und da ist dieser vornehme Herr, welcher Geld besitzt, das er nicht selbst verdient hat, und es vorzieht, beim Whistspiel zu sitzen, statt sich selbst Zigarretten zu drehen. Und dieser vornehme Herr giebt jenen beiden Frauen Geld unter der Bedingung, daß sie auch weiterhin so unglücklich leben, wie sie bisher gelebt haben, d. h., daß sie für ihn Zigarretten drehen.

Ich bin ein Freund der Sauberkeit und gebe der Wäscherin Geld unter der Bedingung, daß sie das Hemd wasche, welches ich zweimal täglich wechsle. Dieses Hemd hat die letzte Arbeitskraft der Wäscherin aufgebraucht, und sie ist gestorben. Was liegt darin Arges? Jene Leute, welche kaufen und mieten, werden auch ohne mich andere zwingen, Sammet und Konfekt zu fabrizieren, und ihnen diese Dinge abkaufen; sie werden auch ohne mich Leute zum Drehen der Zigarretten und zum Waschen des Hemdes mieten. Weshalb sollte ich mir also diese Dinge — den Sammet und den Konfekt, das reine Hemd und die Zigaretten — versagen, wenn der Gebrauch derselben einmal eingeführt ist?

Ich habe diesen Schluß schon oftmals, ja fast immer, wenn von der Sache die Rede war, gehört. Es ist das derselbe Schluß, den eine wahnsinnige Volksmenge macht, wenn sie irgend etwas zerstört. Es ist derselbe Schluß, dessen sich die Hunde bedienen, wenn einer von ihnen einen andern gepackt und niedergeworfen hat und die übrigen sich auf den am Boden Liegenden stürzen, um ihn zu zerreißen. Die Sache ist einmal begonnen und verpfuscht — weshalb sollte nicht auch ich mein Vergnügen daran haben? Ist irgend jemandem damit geholfen, daß ich ein schmutziges Hemd trage und mir meine Zigarretten selbst anfertige? So fra-

gen die Leute in dem Bemühen, sich zu rechtfertigen. Wenn wir eben von der Wahrheit nicht so himmelweit entfernt wären, dann würden wir uns schämen, eine solche Frage überhaupt zu beantworten. Aber wir stecken einmal so tief in Lüge und Irrtum, daß eine solche Frage uns sogar natürlich scheint, und so müssen wir denn auch, so peinlich es uns sein mag, eine Antwort auf dieselbe geben.

Welcher Unterschied darin liegen wird, daß ich mein Hemd eine Woche lang und nicht bloß einen Tag tragen werde, und daß ich meine Zigarretten selbst drehen oder überhaupt nicht rauchen werde?

Der Unterschied wird der sein, daß irgend eine Wäscherin und irgend eine Zigarrettenmacherin ihre Kräfte weniger anstrengen wird, und daß ich das, was ich für das Waschen des Hemdes oder das Anfertigen der Zigarretten gegeben hätte, eben jener Wäscherin oder überhaupt irgend einer Wäscherin oder einem Arbeiter geben kann, der nun, statt seine Kräfte über Gebühr anzustrengen, eine Ruhepause halten und ein Glas Thee trinken kann.

Aber da höre ich bereits einen Einwurf — so unangenehm ist es den Reichen, ihre Lage zu begreifen. Man wirft mir ein: „Gesetzt, ich gehe in schmutziger Wäsche einher, höre auf zu rauchen und gebe das Geld den Armen, so wird man den Armen dieses Geld doch wieder abnehmen, und mein Tropfen ins Meer hat nicht den geringsten Nutzen gestiftet.“

Auf diesen Einwurf zu antworten, ist noch weit peinlicher. Dieser Einwurf ist so gewöhnlich. Die Antwort auf denselben ist sehr einfach.

Wenn ich eine Reise zu den Wilden unternommen habe, und diese bewirten mich mit Kotelettes, die mir sehr schmack-

haft scheinen, und ich erfahre am nächsten Tage — oder ich sehe es vielleicht selbst — daß diese schmackhaften Kotelettes von dem Körper eines Kriegsgefangenen herstammen, der eigens zum Zweck der Herstellung dieser schmackhaften Kotelettes getötet wurde — und wenn ich nun, nach alledem, das Verzehren von Menschenfleisch für unsittlich halte — dann werde ich und darf ich diese Kotelettes niemals mehr essen, so schmackhaft dieselben auch gewesen sein mochten, so allgemein verbreitet auch die Gewohnheit des Menschenfressens unter meinen Mitmenschen sein mag, und so geringer Nutzen aus dem Umstande, daß ich die Kotelettes verschmähe, dem zum Verspeisen bestimmten Kriegsgefangenen auch erwachsen mag. Vielleicht werde ich auch einmal Menschenfleisch essen, wenn der Hunger mich dazu zwingen wird; ich werde jedoch keine Gastmähler geben, bei denen Menschenfleisch gespeist wird, noch werde ich an solchen Gastmählern teilnehmen oder sie gar aufsuchen und mit meiner Teilnahme an denselben prahlen.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL · DRESDEN

A. Schulze, Rixdorf.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL·DRESDEN

Verlag von **Hugo Steinitz** in **Berlin SW.**

Graf Leo Tolstoi

Das Nichtsthun	0.50
Die Kreutzer-Sonate	1.—
Meine Beichte	1.—
Julius (Wandelt dieweil Ihr das Licht habt!)	1.—
Widersprüche der Moral	1.—
Wirt und Knecht	1.—
Was ist Kunst?	1.—
Gegen die moderne Kunst	1.—
Nach vierzig Jahren und andere Geschichten	1.—
Der Roman der Ehe	1.—
Die Macht der Finsternis. Sittenbild	1.—
Die Sklaverei unserer Zeit	1.—
Über Gott und Christentum	1.—
Über Krieg und Staat	1.—
Die Kosaken. Kaukasische Novelle	1.50
Patriotismus und Christentum	1.50
Was sollen wir also thun?	1.50
Über das Leben	2.—
Die christliche Lehre	2.—
Anna Karenina. Einzige vollständige Ausg. 3 Bde.	10.—
In 3 Bänden elegant gebunden	13.75

Graf Leo Tolstoi Sohn

Das blaue Heft	1.—
Die Verführung	1.—
Ein Präludium Chopins. Gegenstück zur Kreutzer-Sonate	1.—

Rosenthal & Co., Berlin N., Johannisstrasse 20.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN